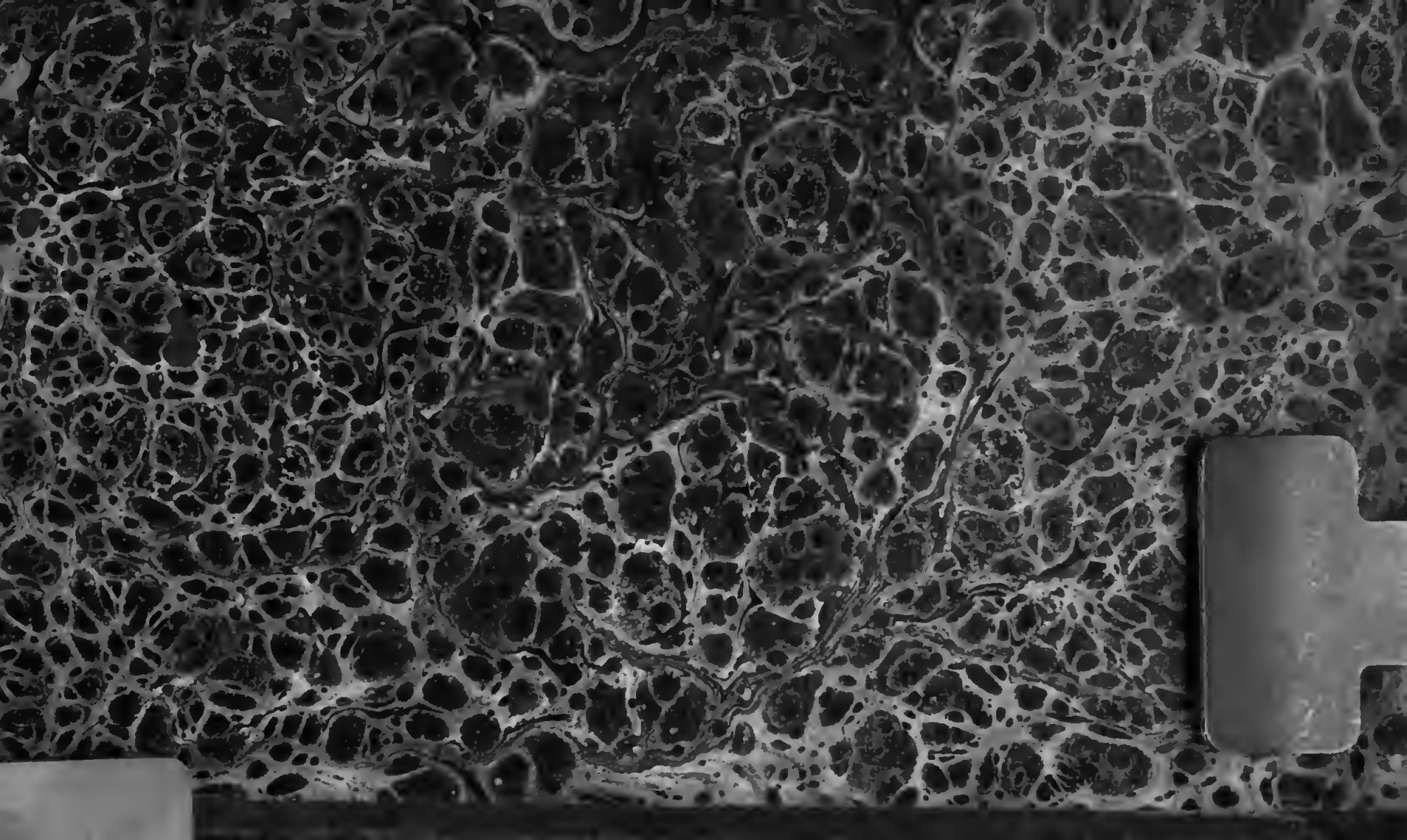
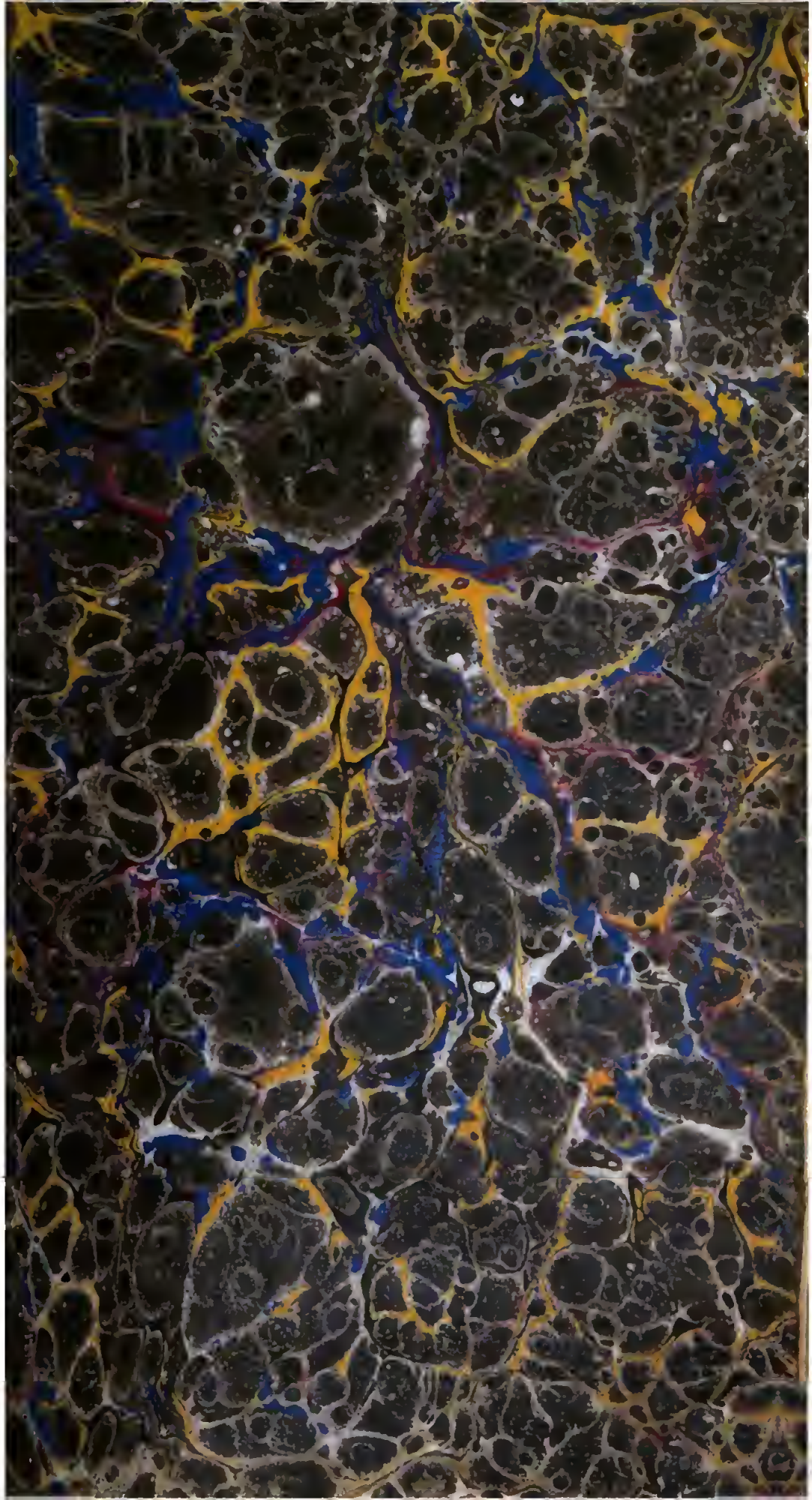




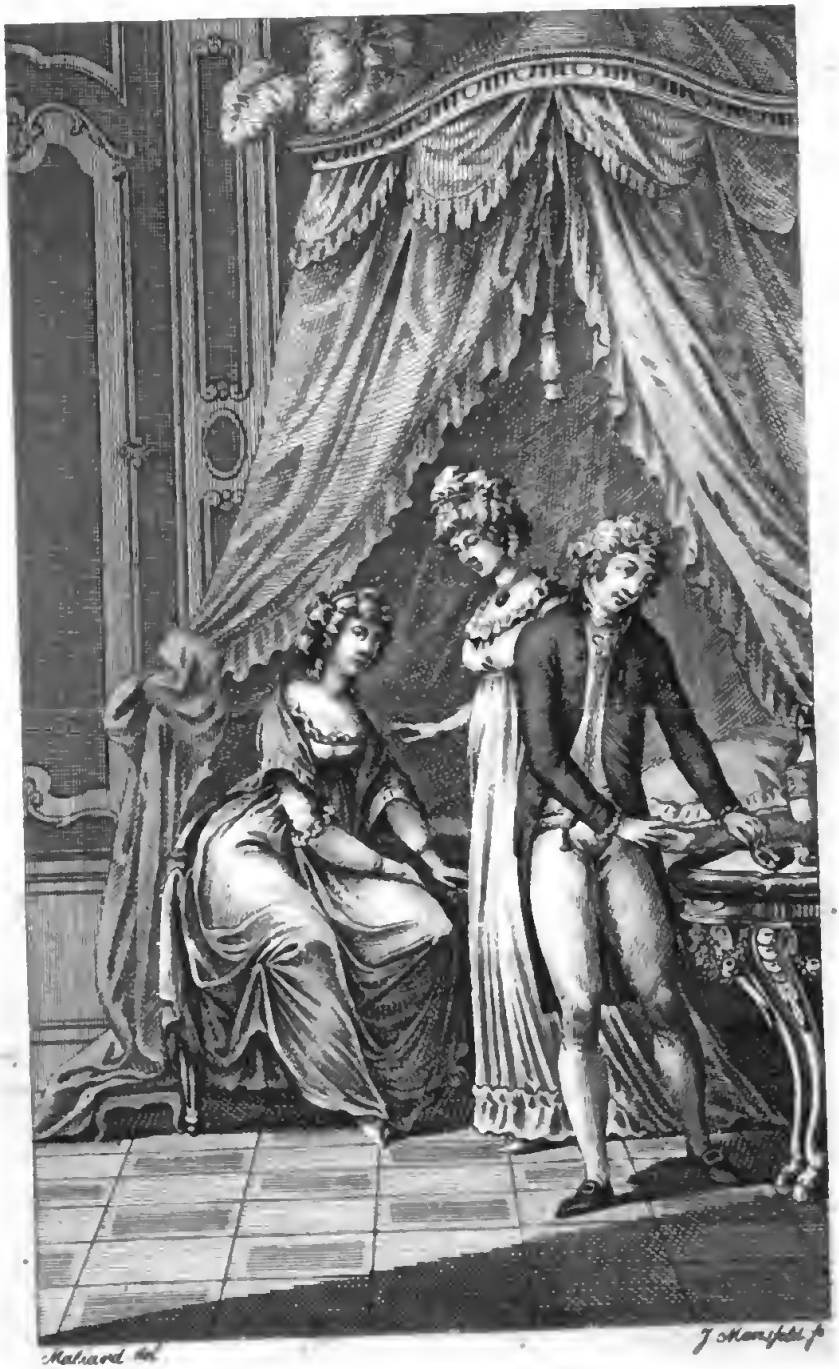
Sch. W. Deutsche. p. 566.

P. O. germ
1354

Digitized by Google

В. Г. 4063. Е.

Digitized by Google


Maluard del.
J. Mansfield sc.

Die Prinzessin von Cleves

VON

FRIEDRICH SCHULZ.

Neue Auflage.

Mannheim.
1801.

Renard. scripsit.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die
Prinzessinn von Cleves.

Ein
Seitenstück zur Zaide.

Digitized by Google

Vorerinnerung.

Eben die Gründe, die mich bestimmt hatten, der Zaide ein Deutsches Gewand zu geben, haben mich vermocht, der Schwester derselben ein Gleiches zu thun. Die Verfasserinn beyder verdient es wohl, ihren Talenten und ihrem Herzen nach, unsern Landsmänninnen so vortheilhaft bekannt zu werden, als sie es ihren Zeitgenossinnen war, und die Prinzessinn von Cleves kann ihr, in so fern feines Gefühl, Tugend, strenge Moralität, Einfalt und Adel aus diesem Werke

wie aus ihr selbst sprechen, diesen Dienst unwidersprechlich leisten.

Wer die Zaide gelesen hat, wird finden, daß sie und die Prinzessinn von Cleves von Einer Haud und aus Einem Herzen seyn müssen, nur hat jene eine mehr romantische und buntere Einfassung, als diese, die ein sanftes, einfaches, aber ganz vollendetes Gemählde eines zärtlichen und edlen Herzens ist, in welchem Liebe und Tugend um den Vorrang streiten. Ich gestehe, daß ich kein darstellendes Werk kenne, wo diese Aufgabe mit mehr Zartheit, feinem Gefühl, und tugendhafter Kenntniß des weiblichen Herzens durchgeführt und zu einem moralischen Zwecke geleitet worden wäre, als in diesem, und wer die sanfte, auf die innigste Kenntniß der Liebe gebauete Stufenfolge vom ersten Eindrucke bis zum äußersten Grade derselben auffassen und

ihr nachgehen will, wird finden, daß er einen in Handlung geſetzten Kommentar über jene Leidenſchaft geleſen hat.

Auch in Abſicht der ſchriftſtelleriſchen Kunſt iſt die Prinzeſſinn von Cleves, wie Zaide, ſehr vorzüglich. Die Einfaſſung der erſtern (die freylich für Deutſche Leſer weniger intereſſant iſt, als für Franzöſiſche, und die deßhalb in meiner Bearbeitung hier und da verengert werden mußte) iſt mit großer Einſicht und mit der tiefſten Kenntniß der wahren hiſtoriſchen Characteriſtik jener Zeiten und jener Menſchen abgefaßt und mit einer Täuſchung um das eigentliche romantiſche Gemählde geſchlungen, die ſelbſt den ernſthaften Geſchichtsforſcher verleiten könnte, die nähern Umſtände der Liebſchaft der Prinzeſſinn von Cleves mit dem Herzog von Nemours in den Annalen jener Zeiten aufzuſuchen. Denn keine ein-

zige historische Angabe ist entstellt, kein einziger Character verschoben oder der Dichtung auch nur in dem kleinsten Zuge angepaßt worden.

Der Plan ist einfach und geht von der ersten Periode an ohne Sprünge, ohne Zwang der Verwicklung und von dieser der Entwicklung entgegen, und selbst das, was vom Anfange herein Episode scheint, zeigt sich, gerade wie in der Zaide, endlich als Motiv oder Erläuterung der Angaben im Hauptfaden der Geschichte. Ich wünschte, daß der Herr von Blankenburg, bey der Abfassung seines Versuchs über den Roman, hauptsächlich bey dem, was er von der Motivirung und Vorbereitung der Begebenheiten sagt, sich dieser beyden Romane erinnert hätte: sie halten in diesem Puncte noch strengere Proben aus, als

die dort angezogenen und zur Nachahmung zergliederten Werke.

Der Styl ist ungekünstelt, elegant und korrect, und selbst die strengsten Französischen Litteratoren erkennen diese Vorzüge an. Ich habe gethan, was ich konnte, um bey Gelegenheit dieser Verdeutschung nicht auf mich anwenden zu lassen, was die Verfasserinn anderswo von schlechten Uebersetzern sagt: daß sie ungeschickten Lakeyen zu vergleichen wären, welche die Complimente, die man ihnen aufträgt, in Grobheiten verwandeln. Ich habe mich bestrebt, das Original so wenig verlieren zu lassen, als Werke dieser Art, die im Tone der feinen Welt, der Liebe und Galanterie sprechen, in unserer Sprache beständig verlieren müssen. Ob dieß ein Unglück für unsre Sprache wie für unsre Nation ist,

mag ich nicht untersuchen; aber ich wünschte doch, daß man mit unserer Sprache Alles sagen könnte. Daß man dieß mit ihr nicht könne, scheinen noch viele unserer Gelehrten nicht zu glauben, die ihren unerschöpflichen Reichthum in Absicht der Dichtkunst kennen und selbst verschwenderisch genutzt haben; aber es ist gewiß, daß sie in Absicht der raschen, feinen, schmeichelnden Wendungen in der höhern und galanten Conversation, gerade so arm ist, als die Französische in Absicht der Gegenstände, die für ihre Schilderung Herz, Einfalt, Erhabenheit und Kühnheit verlangen. Wir sprechen, gegen die Franzosen gehalten, in unsrer Gesellschaftssprache, so schlicht, eingeschränkt und zum Theil roh, als die Franzosen, gegen uns gehalten, in ihrer Dichtersprache witzig, oder überspannt, aber immer nüchtern oder amphigourisch

ſprechen. Man hat ſchon die Güte gehabt, die ich mit herzlichem Dank erkenne, und mir einen leichten Converſationston zugeſchrieben; aber ich darf darum doch verſichern, daß ich noch einen großen Weg zu thun zu haben glaube, eh' ich mich der Zufriedenheit der Kenner Franzöſiſcher Converſationsſprache werde werth halten können: beſonders ſeitdem ich mit eignen Augen und Ohren mich von den Franzöſiſchen Societäten und ihrem Tone habe unterrichten und ſeitdem ich aus der Ueberſetzung eines meiner kleinen Romane*), deſſen Style man gerade in Deutſchland jene Tugend zuſchrieb, nur zu deutlich habe ſehen können, wie langſam und ſchwerfällig, ſelbſt der raſcheſte Deutſche

*) Maurice, roman de Fr. Schulz, traduit de l'Allemand d' après la nouvelle edition. Lauſanne & Paris, 1789.

Vortrag, in Französische Worte übergekleidet, fortschreiten muß. Aber wir und unsre Sprache befinden uns deßhalb um nichts schlimmer. So lange wir für Galanterie, Frivolität, Conversation, Bonmot ꝛc. keine eigenen Wörter haben, so lange werden wir auch keine Weiber, die bloß aus Mode ihren Männern untreu sind, keine niedlichen Wichtigkeiten, keine in System gebrachte Afterrede und keine lachende Beleidigungs- Schmäh- und Demüthigungskunst haben. Fast möchte ich sagen: kein Mensch kann etwas thun, was er nicht nennen kann; und wäre dieser Grundsatz ganz wahr, so wünschte ich, daß wir eine Menge Dinge den Franzosen nicht, eine Menge anderer aber, ihnen pünctlich Deutsch nachsagen könnten.

Weimar, den 1. December 1789.

G.

Erſtes Buch.

In den letzten Jahren der Regierung Heinrichs des Zweyten war der Franzöſiſche Hof eine Feenwelt mit Menſchen bevölkert. Pracht, Galanterie, Ritterweſen und Schöngeiſterey lieſen in einem Punct zuſammen, und gewährten ein Schauſpiel, deſſen Glanz auch den blendete, der es wußte, daß es in dem Labyrinthe tauſendfacher Cabalen gegeben wurde.

Diane von Poitiers, Herzoginn von Valentinois, hielt ſchon ſeit zwanzig Jahren die Neigung des Königs gefeſſelt, und die Feſte und Feyerlichkeiten, die ſich bey Hofe drängten, waren alle ihr zu Ehren angeſtellt. Ihr Nahmenzug und ihre Farben zeigten ſich überall, und ſie ſelbſt konnte ſich überall zeigen, weil die Gegenwart der Königinn ſie berechtigte, überall zu ſeyn, wo dieſe war.

Die Königinn, Catharine von Medicis, war noch ſchön, obgleich nicht mehr in der ex-

sten Jugendblüthe. Sie liebte Pracht, Aufwand und Vergnügungen, aber Begierde zu herrschen war ihre Leidenschaft. Es schien, als ob ihr die Neigung des Königs für die Herzoginn nicht schmerzlich fiele, und nie ließ sie Eifersucht laut werden; aber sie verstand die Kunst der Verstellung in hohem Grade, und es war sehr schwer, ihre Gefühle und Gedanken zu ergründen. Politik bestimmte sie, Jene in ihrer Nähe zu behalten, weil sie dadurch den König in ihrer Nähe behielt.

Der König fand großen Geschmack an dem Umgange mit Weibern, selbst mit solchen, in die er nicht verliebt war. Wenn Cirkel bey der Königinn war, fehlte er nie, weil sich da alles, was Schönes und Reitzendes von beyden Geschlechtern bey Hofe war, zusammen fand.

Nie muß ein Hof so viel schöne Männer und Weiber aufzuweisen gehabt haben. Die Natur schien hier Schönheit mit Größe vermählen zu wollen. Die Prinzeßinn Elisabeth, nachmahlige Königinn von Spanien, entwickelte damahls schon einen außerordentlichen Geist und die siegende Schönheit, die nach der Zeit so traurige Folgen für sie hatte. Marie Stuart, Königinn von Schottland, mit welcher sich vor kurzem der Dauphin vermählt hatte, und die man die Königinn Dauphine nannte, war an Geist und Körper gleich vollkommen. Die Erziehung, die sie am Französischen Hofe

erhalten hatte, gab ihr alle Bildung und Feinheit deſſelben, ein natürlicher Hang zog ſie zu allem, was ſchön war, und ſchon in früher Jugend war ſie Liebhaberinn und Kennerinn deſſelben. Die Königinn Catharine fand, wie des Königs Schweſter, viel Geſchmack an Verſen, am Theater und an Muſik, die Vorliebe Franz des Erſten zu den Muſenkünſten, lebte noch in Frankreich, und da ſein Sohn Vergnügen an Jagden, Turnieren und andern Ritterſpielen fand, ſo wechſelten Unterhaltungen jeder Art bey Hofe. Was ihm aber die höchſte Würde und Majeſtät gab, war eine große Anzahl von Männern, die jeder in ſeiner Art die Bewunderung und der Ruhm ihres Zeitalters waren.

Dem Könige von Navarra verſchafften hohe Abkunft und Hoheit der Seele allgemeine Achtung. Er glänzte im Felde, und ſein Wetteifer mit dem Herzog von Guiſe, hatte oft bey ihm den Muth und das Auge des Generals in Tollkühnheit und Fauſt des gemeinen Soldaten verwandelt. Jener hatte aber auch Proben von einer glücklichen Unerſchrockenheit gegeben, die des Neides der größten Generale werth waren. Sein Muth hatte noch andere Vorzüge im Gefolge. Er hatte einen umfaſſenden, ſcharfen Blick, eine große Seele, und war für kriegeriſche und politiſche Geſchäfte gleich geſchickt. Sein Bruder, der Cardinal von Lothringen,

verband mit einem nie zu befriedigenden Ehrgeiße, einen lebhaften, feinen Geiſt, und die Gabe einer ſiegenden Beredſamkeit, während ein dritter Guiſe, Chevalier, nachmahls Großmeiſter von Gueſe, durch wahre, männliche Schönheit, durch Witz und feinen Verſtand der Zankapfel der Weiber und durch Heldenthaten die Bewunderung von Europa wurde. Der Prinz von Conde war in Abſicht des Körpers von der Natur ſtiefmütterlich verſorgt worden, aber er hatte eine ſtolze Seele voller Anſprüche, und eine reichliche Gabe von Witz und Verſtand, die ihn ſelbſt in den Augen der ſchönſten Weiber ſehr liebenswürdig machten. Der Herzog von Nevers war im Geräuſche der Waffen und in dem Wirbel großer Würden und Geſchäfte ſchon gealtert, aber immer noch war er der Abgott des Hofes. Er hatte drey Söhne, wovon der mittlere, den man den Prinzen von Cleves nannte, es werth war, ſeinen glänzenden Nahmen zu tragen, und zu erheben: er verband mit Muth und Liebe zur Pracht und Größe, eine kluge Vorſicht, die ſelten ein Vorzug der Jugend zu ſeyn pflegt. Der Vidame von Chartres war in der Kunſt des Krieges wie der Liebe gleich geübt und berühmt. Eine männliche Schönheit, durch den Zauber eines edlen Anſtandes, durch Muth, Unternehmungsgeiſt und Freygebigkeit gehoben, gab ihm einen Glanz, der ihn einer Vergleichung mit dem

Herzog von Nemours werth gemacht hätte, wenn mit dieſem Meiſterwerke der Natur irgend ein Weſen hätte verglichen werden können.

Daß der Herzog von Nemours einer der ſchönſten Männer war, die je gelebt haben, war an ihm nur ein Vorzug vom zweyten Range: was ihn über alle übrige hinaufſetzte, war eine gewiſſe, alles beſiegende Wendung ſeines Verſtandes, ſeiner Züge, ſeiner Worte und ſeiner Handlungen, die ihm ausſchließend eigen blieb. Ein Frohſinn, deſſen Ergießungen Männern ſo ſehr als Weibern gefielen, eine geſchmeidige Leichtigkeit im Tanzſaale wie in den Schranken, und eine Art ſich zu kleiden, die Alle nachahmten, aber keiner nachmachen konnte: dieß zuſammengenommen gab ſeinem Weſen einen Zauber, der Auge und Ohr feſſelte, wenn er erſchien, und wo er erſchien. Keine Dame bey Hofe, die ſich durch ſeinen nähern Antheil nicht geſchmeichelt gefunden hätte, wenige, denen er dieſen Antheil kund gab, die ihm widerſtanden hätten, einige ſogar, denen er denſelben nie zeigte, und die ihn darum doch ſehnſuchtsvoll im Herzen trugen.

Er hatte ein ſo gutes Herz und einen ſo ſtarken Hang zur Galanterie, daß er in dieſem Puncte nie etwas mit Undank aufnahm, wenn ihm auch von mehr als Einer Hand gebothen wurde, und mithin hatte er gewöhnlich mehr

als Eine Liebschaft; aber es war schwer, zu bestimmen, wohin seine wahre Liebe gefallen wäre. Er kam oft zur Königinn Dauphine, und ihre Schönheit und ihr sanftes Herz, das gern jedermann gefallen und gefällig seyn wollte, verbunden mit der besondern Achtung, die sie für den Herzog blicken ließ, hatten oft der Vermuthung Raum gegeben, daß er seine Wünsche bis zu ihr hinauf flattern ließe.

Eine Schönheit erschien um diese Zeit bey Hofe, die außerordentlich seyn mußte, weil sie selbst hier, wo man das Schöne selbst zu sehen gewohnt war, Bewunderung erregte. Sie staunte aus gleichem Hause mit dem Vidame von Chartres und war eine der reichsten Erbinnen im Lande. Ihr Vater war früh gestorben, und hatte sie unter der Aufsicht seiner Gattinn, der Frau von Chartres, einer Dame von außerordentlich sanftem und tugendhaftem Character zurückgelassen. Diese hatte nach dem Verlust ihres Gemahls mehrere Jahre vom Hofe entfernt gelebt, und während dieser Zeit ihre ganze Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Tochter verwandt. Aber nicht bloß ihren Verstand und ihre körperlichen Vorzüge hatte sie auszubilden, auch Tugend und Liebe zur Tugend hatte sie ihr einzuflößen gesucht. Viele Mütter der großen Welt meinen, es sey genug, unter den Augen der Tochter nie von Liebe und Galanterie zu sprechen, um sie davor zu

schü-

schützen. Frau von Chartres war der entgegengesetzten Meinung: sie machte ihrer Tochter oft Gemählde von Liebe, und zeigte ihr die schönen Seiten derselben, um sie desto glaubhafter vor ihren gefährlicheren warnen zu können; sie erzählte ihr von der Verstellungskunst und Flatterhaftigkeit der Männer; machte sie auf die häuslichen Zerrüttungen, die eine Liebschaft im feinen Tone im Gefolge hätte, aufmerksam, und ließ sie auf der andern Seite bemerken, wie ruhig und heiter das Leben einer gewissenhaften Gattinn dahin flösse, und welchen Glanz und welche Erhabenheit Tugend einem schönen Weibe von hoher Geburt gewährte. Aber diese Tugend, sagte sie ihr, könnte sie nur durch das strengste Mißtrauen gegen sich selbst und durch feste Anhänglichkeit an ihren Gemahl in ihrer Stärke erhalten.

Fräulein von Chartres war eine der glänzendsten Partien damahliger Zeit, und in einem sehr frühen Alter hatte man ihr schon mehr als Eine Verbindung vorgeschlagen; aber ihre Mutter, die großen Stolz in ihrer Tochter setzte, hatte sie alle ihrer unwerth gefunden. Jetzt, als sie sechszehn Jahre alt war, sollte sie bey Hofe erscheinen. Der Vidame von Chartres kam ihr und der Mutter entgegen, und war über ihre außerordentliche Schönheit

erstaunt, aber mit Recht: eine Haut von ungewöhnlicher Weiße, ein blondes Haar, regelmäßige Züge, und ein gewisser Reitz in ihrem Wesen gaben ein Ganzes, das blendend auffiel, und ihr ausschließend eigen blieb.

Den Tag nach ihrer Ankunft fuhr sie, um sich einen Schmuck auszusuchen, zu einem Italiäner, der mit dergleichen durch die ganze Welt handelte. Dieser Mann war mit der Königinn von Florenz gekommen, und hatte sich durch seine Geschäfte so bereichert, daß sein Haus mehr dem Hause eines Großen, als eines Kaufmanns glich. Fräulein von Chartres war kaum dort, als der Prinz von Cleves vorfuhr. Er ward durch ihre Schönheit so überrascht, daß er es nicht bergen konnte. Sie erröthete über den Ausbruch seiner Bewunderung, faßte sich aber, und gab auf das, was der Prinz sagte und that, nur in so fern Acht, als es die Regeln der Höflichkeit gegen einen Mann, wie er zu seyn schien, verlangten. Er war voll Verwunderung mit ihr beschäftiget und konnte nicht begreifen, wer dieß schöne Weib seyn möchte, das ihm ganz unbekannt war. An ihrem Wesen und ihrer Begleitung sah er wohl, daß sie von hohem Range seyn; ihre Jugend bewies ihm auch, daß sie noch Mädchen seyn müßte; da er aber keine Mutter bey ihr sah, und sie der Italiäner mit Madame anredete, wußte er nicht, wie er sich her-

ausfinden ſollte, und Erſtaunen behielt immer noch die Oberhand bey ihm. Er bemerkte, daß ſeine Blicke ſie verlegen machten: eine ungewöhnliche Erſcheinung bey Perſonen ihres Alters, die den Eindruck ihrer Reitze beſtändig mit Vergnügen bemerken; es ſchien ihm ſogar, daß ſie triebe, fortzukommen, und wirklich entfernte ſie ſich ziemlich übereilt. Der Prinz beruhigte ſich darüber mit dem Gedanken, daß er nun erfahren würde, wer ſie wäre, aber er erſtaunte nicht wenig, als ihm dieß niemand ſagen konnte. Er blieb von ihrer Schönheit und dem beſcheidenen Glanze der Tugend, der ihr Weſen ſanft belebte, ſo durchdrungen, daß ſeit dieſen Augenblicken eine heftige Leidenſchaft, aus Liebe und Ehrfurcht in einander verſchmolzen, den Anfang in ſeinem Herzen nahm.

Den Abend dieſes Tages war er bey Madame, der Schweſter des Königs. Dieſe Prinzeſſin ſtand in allgemeiner Achtung des Einfluſſes wegen, den ſie auf ihren Bruder hatte; und dieſer Einfluß war ſo ſtark, daß der König beym Friedensſchluſſe Piemont zurückgab, um ſie mit dem Herzoze von Savoyen zu vermählen, für den ſie bey der Zuſammenkunft Franz des Erſten mit dem Papſt Paul dem Dritten zu Niſſa eine lebhafte Zuneigung gefaßt hatte. Da ſie viel Verſtand, viel Gefühl und Geſchmack für das Schöne hatte, ſo

fanden ſich alle rechtliche Menſchen zu ihr, und zu gewiſſen Zeiten war der ganze Hof bey ihr verſammelt.

Der Prinz von Cleves kam wie gewöhnlich. Er war mit der Schönheit des Fräuleins von Chartres noch ſo tief beſchäftigt, daß er von nichts anderm ſprechen konnte; er erzählte ſein Abenteuer öffentlich, und ſprach mit Lob und Entzücken von dem ſchönen Mädchen, das er geſehen, aber nicht gekannt hätte. Madame ſagte: Wunder, wie er ſie mahlte, gäb' es nicht; wäre aber ein ähnliches vorhanden, ſo müßt' es allgemein gekannt ſeyn. Die Frau von Dampiere, aus dem Gefolge der Prinzeſſinn und Freundinn der Frau von Chartres, ſagte der erſtern ins Ohr: es wäre höchſt wahrſcheinlich das Fräulein von Chartres geweſen, die der Prinz von Cleves geſehen hätte. Hierauf wandte ſich Madame an ihn, und ſagte, wenn er ſich morgen wieder einfinden wollte, könnte ſie ihm die Schönheit zeigen, die ſo ſtark auf ihn gewirkt hätte.

Den folgenden Tag erſchien Fräulein von Chartres wirklich bey Hofe. Sie ward von den beyden Königinnen außerordentlich gütig und von allen übrigen mit einer Bewunderung empfangen, die auf allen Seiten in Lobſprüche ausbrach. Sie nahm dieſe mit einer edlen Beſcheidenheit auf, und ſchien ſie nicht zu hören, oder wenigſtens keinen Stolz, dar-

in zu ſetzen. Sie verfügte ſich darauf zur Schweſter des Königs, die ihr über ihre Schönheit viel Verbindlichkeit ſagte, und ihr darauf erzählte, in welche Verwunderung ſie den Prinzen von Cleves geſetzt hätte. Dieſer erſchien bald nachher. „Kommen Sie näher," rief ihm Madame entgegen; „und ſehen Sie, ob ich nicht Wort gehalten habe. Iſt ſie es nicht, die Sie ſuchten; und danken Sie es mir wohl, wenn ſie durch mich weiß, welche Bewunderung Sie für ſie fühlen?"

Der Prinz von Cleves freute ſich, daß das Mädchen, welches er ſo liebenswürdig gefunden hattte, von einem Range war, der ihrer Schönheit nicht nachſtand; er näherte ſich ihr, und bath ſie, nicht zu vergeſſen, daß er der erſte ihrer Bewunderer geweſen, und daß er, ohne ſie zu kennen, die Ehrfurcht für ſie gefühlt hätte, die ihr in jeder Rückſicht zukäme.

Er entfernte ſich mit dem Chevalier von Guiſe. Beyde waren Freunde, beyde lobten Anfangs das Fräulein von Chartres, ohne ſich Zwang anzuthun. Endlich ſchien es ihnen, daß ſie zu ſtark lobten, und bald hörten ſie auf, ſich ihre Gedanken über ſie mitzutheilen. Aber ſie waren gezwungen, die folgenden Tage, wo und ſo oft ſie ſich ſahen, von neuem anzufangen.

Das Fräulein von Chartres war lange der Gegenſtand der Converſationen. Die Königinn überhäufte ſie mit Lob und Achtung; die

Königinn Dauphine nahm sie unter ihre Günstlinge auf, und bath ihre Mutter, sie recht oft zu ihr zu bringen; die Töchter des Königs ließen sie zu allen ihren Vergnügungen rufen: so war sie vom ganzen Hofe geliebt und bewundert, nur nicht von der Herzoginn von Valentinois. Diese fürchtete nicht etwa von ihr Gefahr für sich; eine lange Erfahrung hatte sie überzeugt, daß sie bey dem Könige nichts für sich zu fürchten hätte; aber sie haßte den Vidame von Chartres, den sie durch eine Verbindung mit einer ihrer Töchter hatte an sich ziehen wollen, der sich aber an die Königinn geschlossen hatte, so sehr, daß sie eine Person, die seinen Nahmen trug, und für die er viel Theilnehmung zeigte, unmöglich mit günstigen Augen ansehen konnte.

Der erste überraschende Eindruck, den die Schönheit des Fräuleins von Chartres auf den Prinzen von Cleves gemacht hatte, verwandelte sich bald in eine heftige Liebe. Er wünschte, sich mit ihr zu verbinden; aber er fürchtete, daß es der Stolz der Frau von Chartres nicht zulassen würde, ihre Tochter einem Manne zu geben, der nicht der ältere Sohn seines Hauses war. Indessen war dieß Haus eines der größten, und des Prinzen älterer Bruder: der Graf von Eu, hatte sich vor kurzem mit einer Dame vermählt, die dem Königlichen Hause so nahe verwandt war, daß es

mehr Schüchternheit der Liebe war, als gegründete Urſache, die dem Prinzen jene Beſorgniß einflößte. Er hatte eine Menge Mitbewerber, unter denen ihm der Chevalier von Guiſe der fürchterlichſte ſchien, weil er hohe Geburt, perſönliche Vorzüge und den Glanz der ausgezeichneten Gnade des Königs für ſeine Familie in ſich vereinigte. Der Chevalier hatte das Fräulein von Chartres ſeit dem erſten Tage, da er ſie ſahe, geliebt, und er war der Liebe des Prinzen von Cleves, wie dieſer der ſeinigen, auf die Spur gekommen. Ob ſie gleich Freunde waren, hatten ſie doch gleiche Anſprüche zurückhaltend gemacht, und ihnen keine Erklärung erlaubt; ihre Freundſchaft war lau geworden, ohne daß ſie wechſelſeitig Muth genug hatten, ſich zu verſtändigen. Jener Zufall, daß der Prinz das Fräulein von Chartres zuerſt geſehen, ſchien ein glückliches Vorzeichen für ihn zu ſeyn, und ihm einigen Vortheil über ſeinen Nebenbuhler zu geben; aber er mußte von Seiten des Herzogs von Nevers, ſeines Vaters, große Schwierigkeiten fürchten. Dieſer ſtand in genauer Beziehung mit der Herzoginn von Valentinois, und dieſe war gegen den Vidame; Urſache genug für ihn, nie in eine Verbindung ſeines Sohnes mit deſſen Nichte zu willigen.

Frau von Chartres, die ihre Tochter mit ſo viel Sorgfalt Tugend gelehrt hatte, fuhr

mit gleicher Sorgfalt damit an einem Orte fort, wo sie höchst nöthig war, und wo verführerische Beyspiele große Gefahr droheten. Ehrsucht und Galanterie waren die Seele dieses Hofes, und beschäftigten hier die Männer und Weiber gleich stark. Ueberall Cabale und entgegengesetztes Interesse, und die Damen waren so enge darein verwickelt, daß sich den Liebschaften Politik, und Politik den Liebschaften wechselsweise beymischten. Niemand war ruhig oder gleichgültig: man wollte empor, gefallen, nützen oder schaden, man wußte nichts von langer Weile, und Vergnügen ging mit Intrigue Hand in Hand. Die Damen standen in besonderer Beziehung mit der Königinn Catharine, oder mit der Königinn Dauphine, oder mit der Königinn von Navarra, oder mit der Schwester des Königs, oder mit seiner Mätresse. Neigung, Pflichten des Wohlstandes, Familienverhältnisse, gleicher Character, hatten diese verschiedenen Verbindungen zu Unterlagen. Die über die erste Jugend hinaus waren, und strengere Grundsätze schautrugen, waren auf der Seite der Königinn; die jüngern, die Freude und Liebe schätzten, auf der Seite der Königinn Dauphine. Die Königinn von Navarra hatte ihre Günstlinge, war jung und vermochte viel über ihren Gemahl, der mit dem Connetable von Guise in Verbindung stand, und dadurch viel Einfluß bekam. Die Schwe-

ſter des Königs war auch noch ſchön, und hatte mehrere Damen auf ihrer Seite, und die Herzoginn von Valentinois hatte Alle, die ſie gnädig anblicken wollte; aber ihr gefielen nur wenige, und außer einigen, die ihr Vertrauen und ihre Zuneigung hatten, weil gleiche Gemüthsart ſie an ſie zog, hatte Keine Zutritt bey ihr, die Tage ausgenommen, wo es ihr gefiel, einen eben ſo zahlreichen Hof als die Königinn um ſich zu verſammeln.

Alle dieſe verſchiedenen Parteyen regten Neid und Wetteifer gegen einander auf. Die Damen, die darein verwickelt waren, empörten Neid und Gunſt oder Eiferſucht und Liebhaber gegen einander; und das Intereſſe der Ehrſucht und Größe war oft mit dem geringfügigern der Liebe, das aber nicht weniger empfindlich und begehrlich war, genau verſchmolzen. So war der Hof in einer ewigen, aber regelmäßigen Bewegung und Spannung, die ihn für junge Herzen, ſehr anziehend, aber auch ſehr gefährlich machten. Frau von Chartres kannte dieſe Gefahr und dachte auf Mittel, ihre Tochter davor zu ſchützen. Sie bath ſie, nicht als Mutter, ſondern als Freundinn, ſie um alles, was man ihr von Liebe ſagte, wiſſen zu laſſen, und verſprach ihr Rath und Hülfe in Dingen, die einen oft in Verlegenheit ſetzen, wenn man jung, und unerfahren iſt.

Der Chevalier von Guiſe hatte ſeine Gefühle und ſeine Plane in Abſicht des Fräuleins von Chartres ſo wenig hehl, daß bald der ganze Hof darum wußte; aber er ſah immer groſſe Schwierigkeiten in ſeinem Wege. Er wußte wohl, daß er keine Partie für ſie war, weil ſein Vermögen ihrem Range nicht zuſagte, und weil ſeine Brüder ſeiner Vermählung entgegen ſeyn würden, in der Beſorgniß, ihr Haus ſinken zu ſehen: die gewöhnliche Folge, wenn die jüngern Söhne einer Familie heirathen. Der Cardinal von Lothringen ließ ihn auch wirklich bald merken, daß es ſo ſey; er mißbilligte ſeine Neigung für das Fräulein von Chartres und erklärte ſich mit Heftigkeit gegen ihn darüber, doch ohne den wahren Grund kund zu geben. Dieſer war ein heimlicher Haß gegen den Vidame von Chartres, der nach der Zeit heftig ausbrach. In jede andere Verbindung würde er eher gewilligt haben, und er erklärte ſich gegen dieſe ſo laut, und ſo ohne alle Schonung, daß die Frau von Chartres ſich dadurch empfindlich beleidiget fühlte. Sie unterließ nichts, dem Cardinal zu zeigen, daß er nichts zu fürchten, daß ſie an dieſe Verbindung nie gedacht hätte. Der Vidame that daſſelbe, und fühlte das Benehmen des Cardinals noch tiefer, weil er von ſeinen Urſachen noch beſſer unterichtet war.

Der Prinz von Cleves hatte seine Neigung eben so wenig geheim gehalten, als der Chevalier von Guise. Sein Vater sah ihm mit Unwillen zu; indessen glaubte er nur Eines Worts bey seinem Sohne zu bedürfen, um ihn anderes Sinnes zu machen. Desto mehr erstaunte er, als er diesen gefaßt und entschlossen fand, dem Fräulein von Chartres seine Hand anzubiethen. Er mißbilligte diesen Plan, ward warm und heftig, und barg dieß so wenig, daß die Ursachen davon bald bey Hofe bekannt wurden und selbst vor die Frau von Chartres kamen. Es war ihr nicht zweifelhaft, daß diese Heirath Vortheile für seinen Sohn gehabt haben würde, und sie erstaunte, daß die Häuser Cleves und Guise sich gegen eine Verbindung erklärten, die ihnen wünschenswerth seyn mußte. Der Verdruß darüber drang sie, auf eine Partie für ihre Tochter zu denken, die sie über die empor hob, die sich über sie empor dünken. Ihre Wahl blieb endlich bey dem Prinzen Dauphin, dem Sohn des Herrzogs von Montpensier, stehen. Er konnte heirathen, und war ohne Zweifel die glänzendste Partie bey Hofe. Da Frau von Chartres großen Verstand besaß und von dem mächtigen Credit des Vidame unterstützt wurde, so hatte ihr feines Benehmen glücklichen Erfolg. Der Prinz Dauphin schien diese Verbindung zu wünschen, und es

schienen nun weiter keine Schwierigkeiten im Wege zu seyn.

Der Vidame von Chartres ließ den Herrn von Anwille, der beym Könige viel, und bey dem Prinzen von Montpensier alles galt, durch die Königinn Dauphine gewinnen, für welche er eine heftige Leidenschaft nährte. Er war entzückt, daß sie ihn in einer Sache, die sie lebhaft zu wünschen schien, brauchen wollte, und versprach ihr seine ganze Thätigkeit. Aber die Herzoginn von Valentinois hatte schon Nachricht von dieser zu stiftenden Vermählung gehabt, hatte sorgfältig dagegen gearbeitet und den König so dawider gewonnen, daß er dem Herrn von Anville auf seinen Vortrag erklärte: er mißbillige diese Verbindung und befehle ihm, dem Prinzen von Montpensier dieß zu sagen.

Man kann denken, daß Frau von Chartres unendlich litt, einen Plan gescheitert zu sehen, der sie, wenn er geglückt wäre, über alle ihre Feinde erhoben hätte, ihnen jetzt aber, da er mißglückte, so große Vortheile über sie gab.

Niemand wagte es mehr, an Fräulein von Chartres zu denken. Man fürchtete, entweder dem Könige zu mißfallen, oder von ihr abgewiesen zu werden, nachdem sie zur Hand eines Prinzen Hoffnung gehabt hätte. Aber dem Prinzen von Cleves stand keine von diesen Betrachtungen im Wege. Durch den Tod seines Vaters ward er um diese Zeit Meister seines

Willens, und ſobald die Trauer nach den Regeln des Wohlſtandes vorüber war, dacht' er eifrigſt auf Mittel, ſich die Hand des Fräuleins von Chartres zu verſchaffen. Er freute ſich, daß er ihr ſeinen Antrag gerade zu einer Zeit thun konnte, wo jener Vorfall alle übrigen Mitbewerber entfernt hatte, und wo er faſt gewiß war, daß man ſie ihm nicht verweigern würde; aber dieſe Freude ward durch die Beſorgniß geſtört, daß ihr Herz nicht für ihn ſpräche, und gern hätte er die Gewißheit, ihre Hand ohne ihr Herz zu bekommen, für das Glück ihr zu gefallen hingegeben.

Der Chevalier von Guiſe hatte ihm eine Art von Eiferſucht erweckt; da ſie aber mehr aus der Kenntniß der großen Vorzüge deſſelben, als aus dem Benehmen des Fräuleins von Chartres gegen ihn, entſtanden war: ſo dacht' er einzig darauf, zu erforſchen, ob er das Glück hätte, daß ſie ſeine Abſichten auf ſie billigte. Er ſah ſie immer nur bey den Königinnen oder in den Aſſembleen, und es war ſchwer, eine beſondere Unterredung mit ihr zu haben. Aber er fand doch Mittel, ihr ſeine Abſichten und ſein Herz zu entdecken. Er drang voll Ehrfurcht in ſie, ihm zu ſagen, was ſie für ihn empfände, und betheuerte ihr: ſeine Gefühle für ſie wären von der Art, daß ſie ihn auf immer unglücklich machen würden, wenn

sie nur aus Pflicht sich dem Verlangen ihrer Mutter nicht widersetzte.

Fräulein von Chartres hatte ein gutes und edles Herz. Das Benehmen des Prinzen erfüllte sie mit wahrer Erkenntlichkeit, und diese gab ihrer Antwort einen gewissen sanften, und gütigen Ton, der hinreichte, einem Manne mit so viel Liebe im Herzen sehr angenehme Hoffnungen zu erwecken. Sie theilte ihrer Mutter diesen Auftritt mit, und diese sagte ihr: sie fände so viel Glanz und große Vorzüge an dem Prinzen, und er entwickelte so viel Erfahrung und Klugheit für seine Jahre, daß sie mit Freuden einwilligen würde, wenn sie Neigung fühlte, sich mit ihm zu verbinden. Fräulein von Chartres erwiederte: daß sie dieselben Vorzüge an dem Prinzen bemerkte, und daß sie lieber ihm als jedem andern ihre Hand geben würde, daß sie aber keinen besondern herzlichen Zug für ihn fühlte.

Den folgenden Tag ließ der Prinz der Frau von Chartres seinen Antrag thun. Sie nahm ihn an und fürchtete nichts, daß sie ihre Tochter einem Manne gab, den sie nicht liebte. Der Ehevertrag war geschlossen, man benachrichtigte den König davon und die Vermählung ward erklärt.

Der Prinz von Cleves war glücklich, aber nicht ganz zufrieden. Er sahe mit Unruhe, daß die Empfindungen des Fräuleins für ihn, Achtung und Erkenntlichkeit blieben, und er konnte sich nicht schmeicheln, daß sie anziehendere verbärge, weil sie bey dem Verhältnisse, worin sie jetzt standen, dieselben kund geben konnte, ohne ihrer ausserordentlichen Sittsamkeit untreu zu werden. Er beklagte sich fast täglich gegen sie darüber.

„Sie fühlen für mich nur eine Art von Gefälligkeit," sagte er zu ihr: „die für mein Herz nicht genug ist. Sie zeigen weder Unruhe, noch Ungeduld, noch Verlangen. Meine Liebe wirkt nur so auf Sie, als eine Anhänglichkeit wirken würde, die sich nur auf Ihr Vermögen und nicht auf Ihr persönlichen Vorzüge gründete."

Ihre Klagen sind ungerecht, erwiederte sie: Ich weiß nicht, was Sie über das, was ich thue, noch zu wünschen haben, und es scheint mir, daß der Wohlstand mir nicht erlaubt, mehr zu thun.

„Es ist wahr," versetzte er: „Sie lassen mich etwas vermuthen, das mich ganz zufrieden machen könnte, wenn es wirklich da wäre. Der Wohlstand hält Sie nicht zurück, vielmehr ist er es, der Sie bestimmt, das für mich zu thun, was Sie thun. Ich habe weder Ihre Neigung noch Ihre Liebe gewonnen, und mei-

ne Gegenwart macht Ihnen weder Freude noch Unruhe."

Sie können unmöglich zweifeln, sagte sie: daß ich mich nicht freuete, wenn ich Sie sehe, und ich werde bey Ihrem Anblicke so oft roth, daß Sie wohl eben so wenig ungewiß seyn können, ob mich Ihre Gegenwart unruhig macht oder nicht.

„Ich erkläre mir Ihr Erröthen richtig," erwiederte er: es entsteht aus einer Regung Ihrer Sittsamkeit und nicht Ihres Herzens, und ich ziehe nur den Vortheil daraus, den ich daraus ziehen muß."

Fräulein von Chartres wußte nicht, was sie hierauf antworten sollte. Diese feine Unterscheidungsart ging über ihre Kenntnisse und Erfahrung. Der Prinz sah klar genug, daß sie nicht genug zu seiner Befriedigung für ihn fühlte, da sie nicht einmahl zu begreifen schien, was diese für ihren Genuß verlangte.

Der Chevalier von Guise kam wenige Tage vor der Hochzeit von einer Reise zurück. Er hatte gegen seinen Plan zu einer Verbindung mit dem Fräulein von Chartres sich so viel Hindernisse häufen sehen, daß er dessen Ausführung nicht hoffen konnte; dennoch schmerzt' es ihn empfindlich, sie in den Armen eines Andern zu sehen, und dieser Schmerz konnte seine Liebe nicht unterdrücken. Dem Fräulein von Chartres waren seine Gefühle für sie nicht unbekannt

geblieben. Er ließ es sie wissen, als er zurückkam, daß sie die Veranlassung zu der Schwermuth wäre, die sich in seinem Wesen zeigte, und er hatte so große Verdienste und gesellschaftliche Vorzüge, daß es schwer war, ihm Schmerz zu erwecken, ohne Mitleid für ihn zu fühlen. Dieß fühlte sie auch, aber zu andern Empfindungen führte es sie nicht. Sie entdeckte ihrer Mutter, wie leid ihr die Unruhe des Chevaliers thäte.

Frau von Chartres bewunderte die Offenherzigkeit ihrer Tochter, und mit Recht: nie muß sie ein Mädchen so ungekünstelt und in dem Grade besessen haben; aber eben so sehr wunderte es sie, daß ihr Herz seine Freyheit behauptete, um so mehr, da sie wohl sahe, daß der Prinz von Cleves eben so wenig auf sie gewirkt hatte, als alle übrige. Deßhalb suchte sie mit großer Sorgfalt sie an ihren Gemahl zu knüpfen und ihr begreiflich zu machen, daß sie ihm viel schuldig wäre, da er sie, noch ohne sie zu kennen, geliebt, und sie allen übrigen Partien vorgezogen hätte, zu einer Zeit, wo niemand an sie zu denken wagte.

Die Heirath ward vollzogen. Die Trauung geschah im Louvre. Der König und die Königinn kamen mit dem ganzen Hofe zum Souper bey der Frau von Chartres, die sie mit außerordentlicher Pracht bewirthete. Der Chevalier konnte sich, ohne aufzufallen, dem Feste nicht entziehen; aber er war seiner Schwermuth

ſo wenig Meiſter, daß ſie ohne Mühe bemerkt werden konnte.

Der Prinz von Cleves fand nicht, daß ſeine Gemahlinn mit dem Nahmen auch ihre Gefühle verändert hätte. Als Gemahl erhielt er große Rechte über ſie; aber in ihrem Herzen keine andere Stelle. Daher kam es, daß der Gemahl Liebhaber blieb. Immer blieb ihm noch etwas über ihren Beſitz hinaus zu wünſchen übrig, und ſo vollkommen gut ſie auch mit ihm lebte, war er doch nicht ganz glücklich. Er behielt eine heftige und unruhige Leidenſchaft für ſie, die ſeine Freude trübte. Eiferſucht hatte keinen Theil daran: denn nie muß ein Mann ſo wenig geſtimmt geweſen ſeyn, ſie zu faſſen, und ein Weib, ſie zu erwecken. Und doch war mitten am Hofe Gefahr für ſie. Sie war alle Tage bey den Königinnen und bey der Schweſter des Königes; alles, was jung, liebenswürdig und eroberungsſüchtig war, kam zu ihr, oder fand ſie bey dem Herzoge von Nevers, ihres Mannes Bruder, deſſen Haus jedermann offen ſtand. Aber in ihrem Weſen lag ſo viel ehrfurchterweckendes und ſo viel Abneigung gegen Liebſchaften, daß ſelbſt der Marſchall von Saint-Andre, der als Günſtling des Königs ſehr unternehmend war, die Wirkung, die ſie auf ihn gethan, nur durch Aufmerkſamkeit und Dienſteifer kund zu geben wagte. Vielen andern ging es wie ihm. Frau von Chartres wachte, neben

dem vorsichtigen Benehmen ihrer Tochter, noch über die mindesten Regeln des Wohlstandes so genau, daß eine Annäherung an sie vollends unmöglich schien.

Während dieß am Hofe vorging, war der Herzog von Nemours zu Brüssel und mit einem großen Plane beschäftigt. Der Graf von Randan, der vom Könige nach England gesandt worden war, um der Königinn Elisabeth wegen ihrer Thronbesteigung in seinem Nahmen Glück zu wünschen, hatte unter andern die Beobachtung von daher zurückgebracht, daß die neue Königinn, neben ihrer genauen Kenntniß von dem Systeme des französischen Hofes, von dem Rufe des Herzogs von Nemours so voll gewesen, und so oft von ihm gesprochen habe, daß er alles über sie vermögen, und daß er wohl gar ihr Gemahl werden könnte. Der König sprach noch den ersten Abend mit dem Herzoge darüber, und ließ ihm von dem Grafen von Randan alles erzählen. Er glaubte, der König scherzte, als er aber das Gegentheil sah, sagte er: Wenn ich mich, um Ew. Majestät zu gehorchen und zu dienen, mit diesem abenteuerlichen Unternehmen befasse, so bitte ich Sie, es so lange geheim zu halten, bis der Erfolg mich rechtfertigt. Ich möchte ungern so eitel scheinen, daß ich mir einbilden könnte, eine reitzende Königinn, die mich nie gesehen, könnte mich aus Liebe heirathen wollen. — Der König versprach es ihm, und

der Graf von Randan gab ihm den Rath, nach England überzuſetzen, unter dem ungekünſtelten Vorwande, daß er reiſte; aber dazu konnte ſich der Herzog nicht entſchließen. Er ſchickte ſeinen Liebling Lignerolles, einen jungen fähigen Mann, nach England, um die Königinn auszuforſchen, und eine Verbindung anzuknüpfen, während er nach Brüſſel reiſte, um den Herzog von Savoyen, der mit dem Könige von Spanien dort war, zu beſuchen. Hier empfing er Couriere aus England, und ſandte dergleichen dahin. Seine Hoffnung ſtieg mit jedem Tage, und endlich meldete ihm Lignerolles, daß es nun Zeit ſey, durch ſeine Gegenwart zu vollenden, was ſo glücklich angefangen wäre. Dieſe Nachricht machte ihm ſo große Freude, als ſie ein junger ehrgeitziger Mann fühlen mußte, der ſich durch ſeinen bloßen Ruf zu einem Throne geführt ſieht. Sein Geiſt hatte ſich allmählig an die Vorſtellung dieſes hohen Glückes gewöhnt, und was er vorher als unausführbar verwarf, hatte ſich mit ſeiner Einbildungskraft zuerſt, und als dieſe die Hinderniſſe überſchleyert hatte, auch mit ſeinem Verſtande zu vereinigen gewußt.

Er ſchickte ohne Aufſchub einen Courier nach Paris, um einen prächtigen Wagen zu beſtellen, damit er in einem Glanze in London erſchiene, der ſeinem großen Plane angemeſſen wäre; und er ſelbſt eilte, nach Hofe zu kommen, um dem Beylager des Herzogs von Lo-

thringen mit der zweyten Tochter des Königs beyzuwohnen. Er kam den Tag vor dem Verlöbniß an, berichtete noch denselben Abend dem Könige, wie es mit seinem Vorhaben stände, und bath um Rath und Befehle in Absicht dessen, was noch zu thun wäre. Darauf verfügte er sich zu den Königinnen. Die Prinzessinn von Cleves war nicht zugegen, sie sah ihn also nicht, und erfuhr nicht einmahl, daß er angekommen war. Alles hatte ihr den Herzog von Nemours als den schönsten und angenehmsten Mann bey Hofe geschildert, und besonders hatte ihn die Königinn Dauphine ihr mit solchen Farben gemahlt, und so oft von ihm gesprochen, daß sich Neugier und sogar Ungeduld in ihr regten, ihn zu sehen.

Sie blieb den ganzen Tag des Verlobnisses zu Hause, um sich zu dem Ball anzukleiden, der den Abend im Louvre nach einem Feste gegeben werden sollte, und als sie erschien, bewunderte man allgemein ihre Schönheit und ihren geschmackvollen Anzug. Der Ball nahm seinen Anfang. Sie war mit dem Chevälier von Guise im Tanzen begriffen, als nach dem Eingange des Saales zu, ein Geräusch entstand, wie wenn jemand käme, dem man Platz machte. Der Tanz war vorbey und die Prinzessinn im Begriff, einen Tänzer für sich auszuzeichnen, als ihr der König zurief, den zu nehmen, der so eben ankäme. Sie sah sich um, und erblickte einen Mann, der

ihrer Vermuthung nach kein andrer seyn konnte, als der Herzog von Nemours. Er schritt über einige Stühle, um zum Tanzplatze zu kommen.

Es war schwer, durch den herrlichen Bau des Herzogs, wenn man ihn zum erstenmahl sah, nicht überrascht zu werden, besonders diesen Abend, wo ein sorgfältig gewählter Anzug den natürlichen Schimmer seines Wesens verstärkte; aber eben so schwer war es, die Prinzessinn von Cleves das erstemahl zu sehen, ohne von Bewunderung übermannt zu werden.

Der Herzog ward durch ihre Schönheit im äußersten Grade überrascht, und als er ihr näher kam, und sie ihm die Verneigung machte, konnte er einen lauten Ausbruch seiner Bewunderung nicht zurückhalten. Als sie anfingen zu tanzen, lief durch den ganzen Saal ein halblautes Gemurmel von Lobsprüchen. Der König und die Königinnen erinnerten sich, daß sich beyde nie gesehen hätten, und fanden etwas sonderbares darin, daß sie mit einander tanzten, ohne sich zu kennen. Sie riefen sie zu sich, als der Tanz geendigt war, ließen ihnen nicht Zeit, vorher jemand zu sprechen, und fragten sie: ob sie nicht gern wissen möchten, wer sie wären, und ob sie es nicht erriethen?

„Ich weiß es," erwiederte der Herzog: „aber die Prinzessinn von Cleves hat nicht gleiche Gründe zu errathen, wer ich bin, also wünscht' ich, Ew. Maj. sagten ihr meinen Nahmen."

„Ich glaube," verſetzte die Königinn Dauphine: „ſie weiß Ihren Nahmen ſo gut, als Sie den ihrigen." —

„Ich geſtehe Ew. Maj." ſagte die Prinzeſſinn von Cleves, und ſchien ein wenig verlegen: „daß ich nicht ſo gut rathen kann, als Sie denken."

„Sie rathen ſehr gut," erwiederte die Königinn Dauphine: „Es liegt ſogar etwas Verbindliches für den Herzog darin, nicht geſtehen zu wollen, daß Sie ihn kennen, ohne ihn geſehen zu haben." —

Die Königinn unterbrach ſie, um den Ball fortzuſetzen. Der Herzog forderte die Königinn Dauphine auf. Sie war vollkommen ſchön, und hatte es dem Herzoge vor ſeiner Abreiſe nach Flandern geſchienen; aber die Prinzeſſinn von Cleves hielt den ganzen Abend ſeine Bewunderung gefeſſelt.

Der Chevalier von Guiſe, der ſie immer noch heftig liebte, war bey jenem Auftritt an ihrer Seite geweſen, und hatte ihn mit peinlicher Unruhe angeſehen. Er glaubte, ihn für ein Vorzeichen halten zu müſſen, daß das Schickſal den Herzog beſtimmt hätte, Liebe für ſie zu faſſen; und ſey es, daß er eine Verſtörtheit in ihrem Geſichte bemerkt hatte, oder daß ihn die Eiferſucht mehr ſehen ließ, als zu ſehen war: er glaubte, der Anblick des Herzogs habe auf ſie gewirkt, und er konnte ſich nicht enthalten,

ihr zu ſagen: der Herzog ſey ſehr glücklich, ihr unter Umſtänden bekannt geworden zu ſeyn, die ſo viel romantiſches und ungewöhnliches hätten.

Die Prinzeſſinn war, als ſie nach Hauſe kam, noch ſo ſehr mit dem beſchäftigt, was auf dem Ball vorgefallen war, daß ſie, ſo ſpät es auch war, noch in das Zimmer ihrer Mutter ging, um es ihr zu erzählen. Sie lobte dabey den Herzog mit einem gewiſſen Weſen, das ihre Mutter auf eben den Gedanken brachte, den der Chevalier von Guiſe geäußert hatte.

Den Tag darauf war Beylager. Die Prinzeſſinn ſah den Herzog wieder. Sein Weſen war ganz Grazie. Sie ward dadurch noch ſtärker als geſtern überraſcht.

Die folgenden Tage ſah ſie ihn bey der Königinn Dauphine, ſah ſie ihn mit dem Könige Ball ſpielen, ſah ſie ihn beym Ringelrennen, hörte ſie ihn ſprechen: und beſtändig ſah und hörte ſie, daß er alle übrige weit hinter ſich zurückließ, daß er überall, wo er war, durch ſeinen Verſtand und durch ſein Aeußeres die Converſation an ſich zog. In wenig Zeit hatte er einen großen Eindruck auf ſie gemacht.

Gewiß iſt es aber auch, daß der unwiderſtehliche Zug, den der Herzog für ſie fühlte, ihm jene Lebhaftigkeit und jenes anziehende Weſen gab, welche die Vorbothen des Wunſches zu gefallen ſind, und die ihn liebenswürdiger machten, als er je geweſen war; und da ſie einan-

der oft und wechſelsweiſe eins in dem andern das Vollkommenſte am Hofe ſahen, ſo war es kein Wunder, wenn ſie einander bald unendlich gefielen.

Der Herzog verlor allen Geſchmack an ſeinen vorigen Liebſchaften, erinnerte ſich ihrer nicht einmahl, ob er ſie gleich während ſeiner Abweſenheit fortgeführt hatte, und gab ſich nicht die Mühe, Urſachen zum Bruche zu ſuchen, und Vorwürfe und Klagen anzuhören. Die Königinn Dauphine, die ehemahls ſtark auf ihn gewirkt hatte, konnte ſich gegen die Prinzeſſinn von Cleves nicht behaupten, ſogar ſeine Reiſe nach England lag ihm nicht mehr ſo ſtark am Herzen, und er betrieb die Vorkehrungen dazu nicht mehr mit dem Eifer, als vorher. Er kam oft zur Königinn Dauphine: weil die Prinzeſſinn von Cleves oft bey ihr war, und er ſah es nicht ungern, daß man ſich in den Vermuthungen in Abſicht ſeiner Gefühle für die Königinn beſtärkte. Die Prinzeſſinn ſchien ihm ſo großer Aufopferung werth, daß er ihr lieber ſeine Liebe nicht kund geben, als es wagen wollte, ſie dem Publicum kund werden zu laſſen. Nicht einmahl dem Vidame von Chartres ſagte er etwas davon, der ſein vertrauteſter Freund war, und dem er ſonſt nichts geheim hielt. Er benahm ſich mit ſo viel Vorſicht, und gab ſo ſorgfältig Acht auf ſich, daß niemand ſeine Liebe ahndete, ausgenommen der Chevalier von Guiſe; und die

Prinzessinn von Cleves selbst würde Mühe gehabt haben, sie zu bemerken, wenn die Neigung, die sie selbst für ihn fühlte, sie nicht gedrungen hätte, auf sein Wesen genau Acht zu geben. Es war ihr nicht zweifelhaft, daß er sie liebte.

Es ward ihr nicht so leicht, ihrer Mutter zu entdecken, was sie von den Gefühlen des Herzogs hielte, als es ihr bey ihren andern Liebhabern geworden war. Sie hatte sich nicht ausdrücklich vorgenommen, es zu verschweigen, aber sie sprach nicht mit ihr davon. Ihre Mutter bemerkte es nur zu gut, und eben so gut die Gefühle ihrer Tochter für ihn. Diese Entdeckung machte sie sehr unruhig, weil sie die Gefahr einsahe, die sie lief, von einem Manne wie der Herzog geliebt zu werden, und selbst Neigung für ihn zu fühlen. Daß letzteres so sey, davon überzeugte sie vollends ein Vorfall, der einige Tage nachher sich zutrug.

Der Marschall von Saint-Andre, der jede Gelegenheit ergriff, Pracht und Schimmer zu zeigen, bat den König und die Königinnen zu einem Souper in seinem neuen Hotel, das vor kurzem fertig geworden war, unter dem Vorwand, es ihnen zu zeigen. Es war ihm lieb, auch zugleich die Prinzessinn von Cleves diesen Aufwand, der bis zur Verschwendung ging, sehen zu lassen.

Einige Tage vor dem Souper hatte sich der König Dauphin, dessen Gesundheit überhaupt

nicht die ſtärkſte war, nicht wohl befunden, und niemand vor ſich gelaſſen. Seine Gemahlinn war den ganzen Tag bey ihm geweſen. Den Abend, als er ſich beſſer befand, ließ er alles herein, was in ſeinem Vorzimmer war, und die Königinn entfernte ſich. Sie fand in ihrem Zimmer die Prinzeſſinn von Cleves und einige andere Damen, die ſie am liebſten um ſich ſah. Es war ſchon ziemlich ſpät, und da ſie nicht angekleidet war, ging ſie nicht zur Königinn, und ließ ſagen, daß ſie für niemand ſichtbar ſey. Sie befahl, ihre Diamanten zu bringen, um für ſich zu dem Ball des Marſchalls zu wählen, und der Prinzeſſinn von Cleves davon zu geben. Sie waren noch darüber beſchäftigt, als der Prinz von Conde erſchien, dem alle Thüren offen ſtanden. Die Königinn Dauphine ſagte, er käme wahrſcheinlich von ihrem Gemahl, und fragte ihn, was man dort vornähme.

„Man ſtreitet ſich mit dem Herzog von Nemours," erwiederte der Prinz: „und er vertheidigt ſeine Behauptung mit ſolch einer Wärme, daß ſie ihn angehen muß. Ich glaube, er hat eine Geliebte, die ihm Unruhe erweckt, wenn ſie auf einen Ball geht, ſonſt würde er nicht behaupten, daß es für einen Liebhaber höchſt quälend ſey, auf einem Ball zu ſehen, was man liebt."

„Sonderbar!" ſagte die Königinn Dauphine: „Der Herzog will nicht, daß ſeine Ge-

liebte auf einen Ball gehen soll? Ich habe wohl geglaubt, daß ein Gemahl etwas dagegen haben könnte! aber einem Liebhaber hätte ich diesen Gedanken nicht zugetrauet."

„Und doch," erwiederte der Prinz: „findet der Herzog, daß ein Ball unerträglich für einen Liebhaber sey, er mag Gegenliebe haben oder nicht. Wird er geliebt, sagt er so hat er den Verdruß, sich einige Tage hindurch weniger geliebt zu wissen, und es gäbe kein weibliches Wesen, behauptet er, das die tiefe Beschäftigung mit ihrem Putze nicht verhinderte, an ihren Liebhaber zu denken, und tief beschäftigt wären sie alle damit; die Sorgfalt, die sie auf den Anzug wendeten, wäre für jedermann und nicht bloß für ihren Liebhaber; wenn sie auf einem Ball wären, wollten sie allen gefallen, die sie sähen, und wenn sie mit ihrer Schönheit zufrieden wären, hätten sie eine Freude, wovon dem Liebhaber nur der kleinste Theil zufiele. Würde man nicht geliebt, sagt er, so litte man noch mehr, wenn man seine Geliebte in großer Gesellschaft sähe. Je mehr sie bewundert würde, desto unglücklicher fühlte man sich, nicht von ihr geliebt zu seyn, und man fürchtete beständig, daß ihre Schönheit eine glücklichere Liebe entflammen möchte. Genug, er behauptet, nur die Qual, seine Geliebte auf einem Ball zu wissen, und nicht

darauf seyn zu können, sey mit der Qual zu vergleichen, sie auf einem Ball zu sehen."

Die Prinzessinn von Cleves that, als ob sie nicht auf das hörte, was der Prinz von Conde sagte, aber sie verlor kein Wort davon. Sie errieth ohne Mühe, wie vielen Theil sie an der Behauptung des Herzogs hätte, besonders an der, daß es sehr quälend sey, seine Geliebte auf einem Ball zu wissen, wo man nicht wäre; denn er konnte nicht auf dem Ball des Marschalls seyn, weil ihn der König dem Herzog von Ferrara entgegen schicken wollte.

Die Königinn Dauphine lachte mit dem Prinzen von Conde über die Meinung des Herzogs.

„Es ist nur Ein Fall," fuhr der Prinz fort: „wo der Herzog nichts dagegen hat, daß seine Angebethete auf einen Ball geht." —

„Und dieser wäre?" sagte die Königinn Dauphine.

„Wenn er selbst den Ball gäbe," fuhr der Prinz fort: „Er sagte, als er voriges Jahr Ew. Majestät einen gegeben, hätt' ers für eine große Gunst aufgenommen, daß seine Geliebte gekommen wäre, wenn sie auch nur Sie zu begleiten geschienen hätte; denn Theil an einem Feste nehmen, das der Liebhaber gäbe, wäre große Wohlthat für ihn."

„Der Herzog hat Recht," erwiederte die Königinn Dauphine lächelnd: „Er konnte es sich lieb seyn lassen, daß seine Angebethete auf seinen Ball kam, damahls gab er einer so großen Menge von Weibern diesen Nahmen, daß niemand auf seinem Ball gewesen wäre, wenn sie sich nicht eingefunden hätten."

Der Prinz von Conde hatte kaum angefangen, von der Meinung des Herzogs über den Ball zu erzählen, als sich die Prinzessinn von Cleves stark versucht fühlte, nicht auf den Ball des Marschalls zu gehen. Sie machte den Grundsatz, daß man nicht zu einem Feste gehen müßte, das ein Liebhaber gäbe, bald zu ihrem, und es war ihr lieb, aus strengen Grundsätzen einen Schritt nicht zu thun, der eine Gunst für den Herzog gewesen wäre. Indessen nahm sie den Schmuck mit, den ihr die Königinn gegeben hatte, aber noch denselben Abend, als sie ihn ihrer Mutter zeigte, äußerte sie, daß sie nicht Lust hätte, Gebrauch davon zu machen; der Marschall gäbe sich große Mühe, zu zeigen, daß sie ihm nicht gleichgültig wäre, und es wäre ihr klar, daß er die Vermuthung erwecken wollte, als ob sie Theil an dem Feste hätte, welches er dem Könige gäbe; unter dem Vorwande, die Honneurs zu machen, könnte er sich wohl so bedeutend gegen sie benehmen, daß sie ins Gedränge dadurch käme.

Die Frau von Chartres bestritt diesen Gedanken eine Weile als sonderbar; als sie aber ihre Tochter beharrlich fand, fügte sie sich, sagte aber, sie müßte sich krank machen, um einen gültigen Vorwand zu haben. Der Grund, den sie angäbe, würde nicht einleuchten, man müßte sogar vorbauen, daß man ihm nicht einmahl auf die Spur käme. Die Prinzessinn entschloß sich gern, einige Tage das Zimmer zu hüthen, und nicht wohin zu gehen, wo der Herzog von Nemours — nicht war; aber er reiste ab, ohne es zu wissen und ohne sich darüber freuen zu können, daß sie nicht auf den Ball ginge.

Den Tag nach dem Ball kam er zurück und erfuhr, daß sie nicht darauf gewesen sey; da er aber nicht wußte, daß ihr jene Conversation bey dem Könige Dauphin kund geworden, so fiel es ihm nicht ein, daß er so glücklich gewesen wäre, sie davon abzuhalten.

Den folgenden Tag war er bey der Königinn und unterhielt die Königinn Dauphine. Die Frau von Chartres erschien mit ihrer Tochter und beyde traten zu ihr. Die Prinzessinn war mit jener kleinen Nachläßigkeit angezogen, die eine überstandene Krankheit anzukündigen pflegt. „Sie sind so schön," sagte die Königinn Dauphine zu ihr: „daß Sie unmöglich krank gewesen seyn können. Mir däucht, der Prinz von Conde hat Sie mit der Behauptung des Herzogs gewonnen und Sie haben nicht

auf den Ball des Marschalls gehen wollen, weil Sie ihm sonst viel Wohlthat erwiesen hätten." — Die Prinzessinn ward roth, daß die Königinn Dauphine so glücklich gerathen hatte, und daß sie es in Gegenwart des Herzogs äußerte.

Jetzt sah die Frau von Chartres, warum ihre Tochter nicht hatte auf den Ball gehen wollen. Um zu verhindern, daß der Herzog nicht auf gleiche Gedanken käme, nahm sie das Wort mit einer Ernsthaftigkeit, die lautre Wahrheit zu sagen schien. „Ich versichre Ew. Majestät," sagte sie: „daß Sie meiner Tochter mehr Ehre anthun, als sie verdient. Sie war in der That krank, aber ich glaube, wenn ich es nicht verhindert hätte, sie hätte Ew. Majestät begleitet und sich so entstellt gezeigt, wie sie war, um die Herrlichkeit des Festes zu sehen." — Die Königinn nahm diese Wendung auf Glauben an, und den Herzog schmerzte es, Schein der Wahrheit darin zu sehen. Indessen ließ ihr das Erröthen der Prinzessinn immer noch Grund zu vermuthen, daß die Bemerkung der Königinn Dauphine nicht ganz ohne Wahrheit wäre. Erstere war anfangs unwillig, daß der Herzog Ursache bekam zu glauben, daß er sie vom Balle des Marschalls abgehalten hätte; aber bald darauf fühlte sie eine Regung von Verdruß, daß ihm ihre Mutter diese Ursache ganz genommen hatte.

Die

Die Frau von Chartres hatte ihre Tochter nicht wollen merken lassen, daß sie ihrer Neigung für den Herzog auf der Spur wäre: sie besorgte, sie dadurch zurückhaltend zu machen. Einmahl lenkte sie das Gespräch auf ihn, sagte viel Gutes von ihm, und webte einige entgegengesetzt wirkende Lobsprüche in so fern für ihn ein, daß sie sein kluges Benehmen in Absicht der Liebe rühmte, die er als Zeitvertreib und nicht bindend und ernsthaft behandelte. „Man hat freylich die Vermuthung gewagt," sagte sie: „daß er eine heftige Leidenschaft für die Königinn Dauphine fühlte; ich sehe auch, daß er oft zu ihr kommt. Ich rathe dir, so wenig als möglich mit ihm zu sprechen, weil man, bey der Anhänglichkeit der Königinn Dauphine für dich, leicht darauf fallen könnte, dich für ihre Vertraute zu halten, und du weißt, daß dieß keine angenehme Rolle wäre, die man dir zutheilte. Wenn dieser Argwohn lauter würde, rieth' ich dir wohl, etwas seltener zu ihr zu gehen, damit du nicht in ein galantes Abenteuer mit verwickelt würdest."

Die Prinzessinn von Cleves hatte nie etwas dieser Art von der Königinn Dauphine und dem Herzoge gehört, mithin überraschte sie diese Aeußerung ihrer Mutter dergestalt, und sie glaubte so klar zu sehen, daß sie sich in den Gefühlen des Herzogs unendlich geirrt hätte, daß sie die Farbe veränderte. Ihre Mutter ward

es gewahr. Es kam mehr Gesellschaft. Die Prinzessinn entfernte sich und verschloß sich in ihr Zimmer.

Die Aeußerung ihrer Mutter hatte ihr die Augen über ihre Gefühle für den Herzog von Nemours geöffnet und ihr Schmerz darüber war unbeschreiblich. Bis jetzt hatte sie noch nicht gewagt, es sich selbst zu gestehen. Nun sahe sie, daß das, was sie für ihn empfand, das sey, was ihr Gemahl so dringend von ihr verlangt hatte; aber sie fand, daß es sehr beschämend sey, für einen Andern zu empfinden, was einem Gemahl zukäme, der es verdiente. Sie fühlte sich beleidigt und ängstlich zugleich, daß der Herzog sie bey der Königinn Dauphine zum Vorwand nehme, und diese Besorgniß bestimmte sie, ihrer Mutter zu erzählen, was sie ihr noch nicht entdeckt hatte.

In dieser Absicht ging sie den andern Morgen in ihr Zimmer; aber sie fand, daß sie einen Anfall von Fieber hatte, und deßhalb wollte sie ihr nichts sagen. Indessen schien diese Unpäßlichkeit so geringe, daß die Prinzessinn von Cleves den Nachmittag die Königinn Dauphine besuchte. Sie fand sie mit drey andern Damen, die sie vorzüglich lieb hatte, in ihrem Cabinet. „Wir sprechen vom Herzoge von Nemours," sagte die Königinn zu ihr: „und wir wundern uns über die Veränderung, die

seit seiner Zurückkunft von Brüssel mit ihm vorgegangen ist. Vorher hatte er ein Heer von Weibern, und das war in der That ein Fehler an ihm, denn er behielt alle bey, sie mochten es werth seyn oder nicht. Seit seiner Zurückkunft will er keine von allen kennen, und — genug, er ist ganz verändert. Selbst sein Humor ist es: seine Heiterkeit und Lebhaftigkeit haben sich sehr verringert."

Die Prinzessinn sagte nichts dazu, und bedachte voll Beschämung, daß sie alles, was man von der Veränderung des Herzogs sagte, seiner Liebe für sie zugeschrieben hätte, wenn sie nicht jetzt den wahren Grund wüßte. Sie fühlte eine Regung von Unwillen gegen die Königinn Daüphine, daß sie verwundert den Grund einer Sache suchte, die ihr genau genug bekannt seyn müßte. Sie konnte sich nicht enthalten, ihr einen Wink darüber zu geben. Als sich die andern Damen entfernen wollten, näherte sie sich ihr und sagte ganz leise: „Was Ew. Maj. jetzt sagten, war das auch für mich gesagt? Und wollen Sie es vor mir geheim halten, daß Sie die Ursache sind, wenn sich der Herzog von Nemours so verändert hat?" — „Sie sind ungerecht gegen mich," erwiederte die Königinn: „Sie wissen daß ich vor Ihnen nichts geheim halte. Es ist wahr, daß mich der Herzog vor seiner Abreise nach Brüssel merken zu lassen schien, daß er etwas für mich fühlte; aber

seitdem er zurück ist, scheint er sich nicht einmahl daran zu erinnern. Ich gestehe, daß ich neugierig bin, zu wissen, was ihn so umgestimmt hat. Es wäre ein Wunder, wenn ich es nicht herausbrächte:" setzte sie hinzu: „der Vidame von Chartres, sein vertrautester Freund, liebt eine Person, bey der ich etwas gelte, und durch diesen Canal will ich mir Auskunft verschaffen." — Die Königinn Dauphine sagte dieß mit einem Wesen, das die Prinzessinn von Cleves wahr fand, und sie fühlte, daß sie wider ihren Willen in eine ruhigere und sanftere Stimmung dadurch gesetzt worden war.

Als sie zu ihrer Mutter zurück kam, erfuhr sie, daß es weit schlimmer mit ihr geworden sey. Das Fieber war heftiger geworden, und nahm auch die folgenden Tage so zu, daß es eine gefährliche Krankheit ward. Die Prinzessinn war trostlos, und kam nicht aus dem Zimmer ihrer Mutter weg. Ihr Gemahl war auch ganze Tage dort, weil ihm die Frau von Chartres sehr werth war, weil er verhindern wollte, daß sich seine Gemahlinn dem Schmerze ganz überließe, und weil er sich glücklich fühlte, sie zu sehen. Seine Liebe hatte sich nicht vermindert.

Der Herzog von Nemours, der ihm immer viel freundschaftliche Zuneigung bezeigt hatte, war seit seiner Zurückkunft von Brüssel

nicht anders für ihn gestimmt. Unter dem Vorwande, ihn zu besuchen, fand er während der Krankheit der Frau von Chartres einigemahl Gelegenheit, seine Gemahlinn zu sehen. Er wählte sogar solche Stunden, wo er wohl wußte, daß er nicht zu Hause wäre, und um ihn zu erwarten, ging er dann in das Vorzimmer seiner Gemahlinn, wo er immer gute Gesellschaft fand. Die Prinzessinn kam oft dahin und ihre Traurigkeit verminderte ihre Reitze in den Augen des Herzogs nicht. Er zeigte ihr, wie großen Theil er an ihrer Betrübniß nähme, und sprach mit einem so sanften und ehrfurchtsvollen Wesen zu ihr, daß sie sich leicht überzeugte, die Königinn Dauphine sey es nicht, die er im Herzen trüge.

Sein Anblick wirkte jedesmahl auf sie, so stark sie sich auch machte, und immer empfand sie eine freudige Regung dabey: wenn sie ihn aber nicht mehr sah, und bedachte, daß eben diese Regungen Vorbothen der Liebe wären, so hätte sie fast geglaubt, ihn hassen zu müssen, so schmerzlich war ihr dieser Gedanke.

Mit der Frau von Chartres ward es immer schlimmer und man fing an, ihr Aufkommen zu bezweifeln. Sie nahm die Erklärung der Aerzte hierüber mit einer Fassung auf, die ihrer Tugend werth war, entließ sie, und verlangte ihre Tochter zu sprechen. Diese kam und alle übrigen mußten sich entfernen.

„Liebe Tochter, wir müssen uns trennen," hub sie an, und reichte ihr die Hand: „Es wird mir doppelt schwer. Dir drohet Gefahr, und du hättest meinen Rath nöthig. Du fühlst etwas für den Herzog von Nemours. Du sollst es mir nicht gestehen, denn ich kann dich nun nicht mehr durch deine eigene Offenherzigkeit leiten. Ich habe diesen Hang schon lange bemerkt; aber ich wollte dir nicht gleich Anfangs etwas davon sagen, weil ich fürchtete, dich selbst damit bekannt zu machen. Jetzt kennst du ihn selbst nur zu gut. Du bist im Fallen. Es bedarf großer Anstrengung und gewaltsamer Kämpfe, dich aufrecht zu erhalten. Vergiß nicht, was du deinem Gemahl, was du dir schuldig bist, und daß du Gefahr läufst, den Ruf zu verlieren, den du dir mitten an diesem Hofe errungen, und zu meiner innigen Freude erhalten hast. Fasse Muth und sey stark, meine Tochter, entferne dich vom Hofe, und mache, daß dein Gemahl es thut. Fürchte nicht, daß der Schritt zu hart, und zu schwer sey. So schrecklich er dir jetzt scheint, so sanft ist er gegen die Zerrüttungen, die eine Liebschaft im Gefolge hat. Wenn noch andere Ursachen als Tugend und Pflicht nöthig wären, dein Benehmen zu bestimmen, so würde ich dir sagen, daß, wenn irgend etwas meine schönen Aussichten jenseits des Grabes trüben könnte, so wär' es der Gedanke, dich sal-

len zu ſehen, wie andere; ſoll dir dieß Unglück begegnen, ſo ſterbe ich mit Freuden, um nicht Zeuge davon zu ſeyn."

Die Prinzeſſinn neigte ſich tief gerührt auf die Hand ihrer Mutter, die ſie mit beyden Händen feſt umſchloſſen hielt, und benetzte ſie mit Thränen. Die Frau von Chartres fühlte ſich ſelbſt ſehr bewegt. „Lebe wohl, meine Tochter," ſagte ſie: „Laß uns davon abbrechen. Es wirkt gleich ſtark auf unſer Herz. Erinnere dich, wenn du kannſt, an meine letzten Worte."

Sie drehete ſich nach der andern Seite und bath ihre Tochter, ohne ſie anhören, ohne ſelbſt ſprechen zu wollen, ihre Frauen zu rufen. Die Prinzeſſinn entfernte ſich im tiefſten Schmerz verſunken. Die Frau von Chartres lebte noch zwey Tage, wollte aber während derſelben ihre Tochter nicht wieder ſehen, ungeachtet ſie das einzige Weſen war, an welches ſie ſich theilnehmend gezogen fühlte.

Die Prinzeſſinn von Cleves war in unſäglichem Schmerz verloren. Ihr Gemahl kam nicht von ihrer Seite, und gleich nach dem Tode ihrer Mutter, führte er ſie auf das Land, um ſie von Gegenſtänden zu entfernen, die ihre Betrübniß immer von neuem aufregten. Und nie muß man eine gleiche geſehen haben. Kindliche Liebe und Dankbarkeit hatten großen Theil daran, aber keinen geringern das Gefühl, daß ſie ihrer Mutter ſo bedürftig wäre,

um ſich gegen den Herzog von Nemours zu bewaffnen, und daß ſie gerade zu einer Zeit ſich ſelbſt überlaſſen ſey, wo ſie ihres Herzens ſo wenig Meiſterinn wäre. Die Theilnehmung und Aufmerkſamkeit, womit ſich ihr Gemahl um ſie beſchäftigte, machte den Wunſch ſtärker in ihr rege, daß ſie den Pflichten gegen ihn nie untreu werden möchte, und ſie zeigte mehr Freundſchaft und Herz für ihn, als je. Sie wollte nicht, daß er ſie verlaſſen ſollte, und es däuchte ihr, daß ihre Annäherung ſie an ihn gegen den Herzog vertheidigte.

Dieſer beſuchte ihren Gemahl auf dem Lande, und ſetzte alles in Bewegung, auch ſie zu ſehen; aber ſie wollte ſeinen Beſuch nicht annehmen. Sie fühlte, daß ſie nicht ſtark genug ſeyn würde, ſeine Vorzüge gleichgültig zu bemerken, und nahm ſich feſt vor, ſich ſeinen Anblick, ſo viel es von ihr abhinge, zu verſagen.

Ihr Gemahl reiſte nach Paris zur Cour und verſprach den andern Tag zurück zu kommen, kam aber erſt den dritten.

„Ich habe Sie geſtern erwartet," ſagte ſie zu ihm: „und ich ſollte Ihnen Vorwürfe machen, daß ſie nicht Wort gehalten haben. Wenn mein Schmerz größer werden könnte, als er ſchon iſt, ſo wäre es durch die Nachricht von dem Tode der Frau von Tournon geſchehen. Man gab ſie mir heute. Es würde mich gerührt haben, wenn ich ſie auch nicht gekannt

hätte, weil es immer traurig ist, ein junges und schönes Weib in zwey Tagen lebendig und todt zu wissen; aber noch dazu wüßte ich nicht, daß mir je eine Person so gefallen hätte als sie. Ihr vorsichtiges und rechtliches Betragen schien ihren übrigen Vorzügen die Krone aufzusetzen.

„Es that mir sehr leid, daß ich gestern nicht zurück konnte," erwiederte ihr Gemahl: „aber einer meiner Freunde bedurfte mich so nöthig, daß ich ihn unmöglich mit seinem Schmerz allein lassen konnte. Die Frau von Tournon lassen Sie sich nicht nahe gehen, sofern sie Ihnen als ein rechtliches und vorsichtiges Weib Ihre Achtung zu verdienen scheint." —

„Sie setzen mich in Erstaunen. Haben Sie nicht oft selbst gesagt, daß sie Ihnen eine der achtungswerthesten Weiber am Hofe schiene?"

„Wohl hab' ich das; aber die Weiber sind unbegreiflich, und wenn ich sie Alle gemustert habe, fühl ich mich so glücklich, daß Sie mir angehören, daß ich mich in mein Glück nicht finden kann."

„Sie denken besser von mir, als ichs verdiene, erwiederte die Prinzessinn mit einem Seufzer: „und es ist noch nicht Zeit, mich Ihrer werth zu finden. Aber sagen Sie mir doch, was Ihre Meinung von der Frau von Tournon so plötzlich umgestimmt hat."

„Nicht plötzlich," sagte ihr Gemahl: „ich war schon seit einer Weile umgestimmt. Ich

wußte, daß sie den Grafen von Sancerre liebte, und ihm Hoffnung zu ihrem Besitze gemacht hatte." —

„Kaum glaublich," unterbrach ihn seine Gemahlinn: „daß sie ihm diese Hoffnung gemacht hätte. Zeigte sie nicht, seitdem sie Witwe war, so große Abneigung gegen Heirath, und hat sie nicht so oft und so öffentlich erklärt, daß sie nie wieder heirathen würde?"

„Wenn sie dennoch bloß dem Grafen diese Hoffnung gemacht hätte," „versetzte der Prinz: „so wäre es so außerordentlich zu verwundern nicht; sie machte sie zu einer und eben der Zeit dem Herrn von Estouteville, das ist zu verwundern. Aber ich will Ihnen den ganzen Hergang erzählen:

Zweytes Buch.

„Sie wissen, fuhr der Prinz fort: „daß ich und Sancerre immer eine genaue Freundschaft unterhalten haben, und dennoch sagte er mir so wenig als sonst irgend jemand etwas davon, als er vor ungefähr zwey Jahren eine zärtliche Verbindung mit der Frau von Tournon knüpfte. Ich argwöhnte dieß nicht einmahl in der Ferne. Die Frau von Tournon schien über den Tod ihres Gemahls untröstlich, und lebte in strenger Zurückgezogenheit. Sancerrens Schwester war fast die einzige Person

die sie besuchte, und bey dieser fühlte er sich zuerst von ihr angezogen."

„Einen Abend sollte Komödie im Louvre gegeben werden. Man erwartete nur noch den König und die Herzoginn von Valentinois. Plötzlich kam die Nachricht, die Herzoginn befände sich nicht wohl, und der König käme nicht. Man errieth leicht, daß diese Unpäßlichkeit einen Zank mit dem Könige zum Grunde hätte; wir wußten, daß seine Eifersucht laut gewesen war, so lange der Marschall von Brissac sich bey Hofe aufgehalten hatte; aber er war schon seit einigen Tagen nach Piemont zurück, und wir wußten nicht, welche Ursachen wir diesem neuen Zwiste geben sollten."

„Ich sprach noch mit Sancerren darüber, als Anville in den Saal trat, und mir zuflisterte, der König wäre unbeschreiblich aufgebracht und betrübt zugleich. Er hätte bey einer Aussöhnung nach einem Zanke wegen des Marschalls von Brissac, der Herzoginn einen Ring gegeben, und sie gebethen, ihn zu tragen. Heute, während sie sich zur Komödie ankleidete, hätte er bemerkt, daß sie diesen Ring nicht ansteckte, und sie gefragt, warum sie es nicht thäte. Sie hätte überrascht gethan, daß sie ihn vermißte, und ihre Frauen darnach gefragt. Diese hätten zum Unglück oder weil sie nicht darüber unterrichtet waren, geradezu

geantwortet, daß er ihnen seit vier oder fünf Tagen nicht zu Gesichte gekommen wäre."

„Und dieß, fuhr Anville fort, ist gerade die Zeit, wo der Marschall abreiste. Der König ist überzeugt, daß sie ihm beym Abschiede den Ring gegeben hat. Dieser Gedanke hat seine Eifersucht so aufgeregt, daß er gegen seine Art heftig geworden ist, und ihr tausend Vorwürfe gemacht hat. Er ist voll Schmerz in sein Zimmer gegangen; aber ich weiß nicht, setzte Anville hinzu, ob ihn der Gedanke, daß die Herzoginn dem Marschall den Ring gegeben, oder daß er ihr durch seine Heftigkeit mißfallen hat, am meisten quält."

„Als mir Anville diese Neuigkeit erzählt hatte, ging ich zu Sancerren, und erzählte sie ihm wieder, aber als ein Geheimniß, das man mir anvertrauet hätte, und mit dem Verbothe, niemand etwas davon zu sagen."

„Den andern Morgen ging ich ziemlich früh zu meiner Schwägerinn. Ich fand die Frau von Tournon vor ihrem Bette. Die Herzoginn war ihr Liebling nicht, und sie wußte, daß meine Schwägerinn auch nicht große Ursach hatte, mit ihr zufrieden zu seyn. Sancerre war nach der Komödie bey ihr gewesen. Er hatte ihr von dem Zwiste des Königs mit der Herzoginn erzählt, und sie hatte ihn meiner Schwägerinn mitgetheilt, ohne zu wissen, oder

daran zu denken, daß ihn ihr Liebhaber durch mich erfahren hätte."

„Als ich erſchien, ſagte meine Schwägerinn zu ihr, daß man mir anvertrauen könnte, was ſie ſo eben erzählt hatte, und ſie ſagte mir, ohne auf Erlaubniß zu warten, Wort für Wort, was ich Sancerren den Abend vorher erzählt hatte. Sie können denken, daß ich überraſcht war. Ich ſah die Frau von Tournon an, und ſie ſchien verlegen. Dieß erregte meinen Argwohn. Ich hatte das Ganze niemand als Sancerren erzählt, er hatte mich nach der Komödie verlaſſen, ohne mir den Grund zu ſagen, und ich erinnerte mich, daß er die Frau von Tournon außerordentlich gegen mich gelobt hatte. Alle dieſe Umſtände vereinigten ſich, um mir ein Licht aufzuſtecken, und ich hatte keine große Mühe herauszubringen, daß er eine Liebſchaft mit ihr unterhielte, und ſie nach ſeiner Entfernung von mir geſprochen hätte."

„Ich war über ſeine Zurückhaltung ſo aufgebracht, daß ich einige Winke fallen ließ, welche der Frau von Tournon ihre Unvorſichtigkeit bemerkbar machten. Ich führte ſie zu ihrem Wagen, und ſagte beym Abſchiede zu ihr, daß ich das Glück des Mannes beneidete, der ihr den Zwiſt des Königs und der Herzoginn erzählt hätte."

„Ich ſuchte Sancerren ohne Zeitverluſt auf, machte ihm Vorwürfe über ſein geringes Ver-

trauen zu mir, und ſagte ihm, daß ich um ſeine Liebſchaft mit der Frau von Tournon wüßte, doch ohne ihm zu entdecken, woher. Er war gezwungen, alles zu geſtehen. Darauf erzählte ich ihm, wie ich zu dieſer Entdeckung gekommen wäre, und er theilte mir die Umſtände von ihrem Abenteuer mit. Er wäre zwar, ſagte er mir, der jüngere Sohn ſeines Hauſes, und könnte keine Anſprüche auf ſolch eine glänzende Partie machen, dennoch wollte ſie ihm ihre Hand geben. Ich war im höchſten Grade überraſcht. Ich rieth ihm, zum Abſchluß dieſer Heirath zu eilen, und ſagte ihm, daß er von einem Weibe alles zu fürchten hätte, die vor dem Publicum ſo künſtlich eine Rolle ſpielte, welche von der Wirklichkeit ſo weit entfernt wäre. Er erwiederte, ihre Betrübniß wäre aufrichtig geweſen; aber ihre Neigung zu ihm hätte ſie beſiegt und ſie wollte nicht auf einmahl dieſe plötzliche Veränderung kund werden laſſen. Er ſagte mir noch einige andere Gründe zu ihrer Entſchuldigung, die mich auf die Heftigkeit ſeiner Liebe ſchließen ließen. Er verſprach mir, ſie zu vermögen, daß ich um ſeine Leidenſchaft wiſſen dürfte, weil ſie mir ſelbſt dieſelbe verrathen hätte. Wirklich vermochte er ſie dazu, doch nicht ohne Schwierigkeit, und ich machte nach der Zeit große Schritte in ihrem Vertrauen."

„Nie ist mir ein Weib vorgekommen, die sich gegen ihren Liebhaber so rechtlich und so angenehm benommen hätte, dennoch konnte ich mich mit ihrer immer noch schaugetragenen Betrübniß nicht befreunden. Sancerre war so voll Liebe und ihr Benehmen gegen ihn machte ihm so große Freude, daß er es fast nicht wagte, auf den letzten Schritt zu ihrer Verbindung zu dringen, weil er besorgte, sie möchte glauben, er dränge mehr aus Eigennuß als aus wahrer Liebe darauf. Indessen sprach er mit ihr davon, und sie schien entschlossen; sie zeigte sich sogar wieder in Gesellschaften."

„Kurz nachher glaubte Sancerre zu bemerken, daß sie kälter gegen ihn würde. Er sprach oft davon mit mir, ohne daß ich auf seine Klagen viel hörte; als er mir aber endlich sagte, daß sie, statt ihre Verbindung zu beschleunigen, dieselbe zurückzusetzen schiene, fing ich endlich an, zu glauben, daß seine Unruhe nicht ganz ohne Grund wäre. Ich stellte ihm vor, wenn ihre Liebe sich nach einer zweyjährigen Dauer verminderte, so sollt' er es sich so sehr nicht wundern lassen, er hätte sogar nicht einmahl Grund zu klagen, wenn sie, ohne sich vermindert zu haben, nicht stark genug wäre, sie zu einer Verbindung mit ihm zu vermögen, weil eine solche Verbindung ihr vom Publicum sehr verdacht werden würde, da er keine entsprechende Partie für sie sey, und da ihr

Ruf dadurch ins Gedränge kommen könnte. Was er also wünschen könnte, wäre dieß, daß sie ihn nicht hinterginge, und daß sie ihn nicht mit falschen Hoffnungen hinhielte. Ich sagte ihm noch, wenn sie sich nicht stark genug fühlte, ihn zu heirathen, oder selbst wenn sie ihm gestände, daß sie einen andern liebte, dürft' er deßhalb weder heftig werden, noch sich beschweren. Immer müßte er Achtung und Erkenntlichkeit für sie behalten."

„Ich gebe Ihnen einen Rath, setzte ich hinzu, den ich selbst in einem ähnlichen Falle befolgen würde. Aufrichtigkeit hat so viel Gewalt über mich, daß ich glaube, wenn meine Geliebte oder selbst meine Frau, mir gestände, daß ein andrer ihr gefiele, ich würde mehr betrübt als aufgebracht darüber seyn, und ich würde die Rolle des Liebhabers oder Gemahls abgeben, um ihr zu rathen oder sie zu beklagen."

Die Prinzessinn erröthete bey dieser Aeußerung ihres Gemahls, und sie fand darin eine gewisse Beziehung auf den gegenwärtigen Zustand ihres Herzens, die sie überraschte, und sie so unruhig machte, daß sie sich eine ganze Weile nicht wieder fassen konnte.

„Sancerre," fuhr ihr Gemahl fort: „sprach mit der Frau von Tournon, und erzählte ihr, was ich ihm gerathen hätte; aber sie gab sich so viel Mühe, ihn zu beruhigen, und schien

durch

durch seinen Argwohn so beleidigt, daß er sich ganz von demselben los machte. Indessen schob sie doch die Heirath bis zu seiner Rückkunft von einer Reise auf, die er anzutreten im Begriff stand, und die ziemlich lange dauern sollte; aber sie benahm sich bis zu seiner Abreise so geschickt, und schien so betrübt darüber, daß ich, wie er, überzeugt war, sie liebte ihn aufrichtig. Vor ungefähr drey Monathen reiste er ab. Während seiner Abwesenheit bin ich wenig zu ihr gekommen, denn Sie beschäftigten mich ganz, und ich wußte bloß, daß er bald wieder kommen sollte."

„Als ich vorgestern nach Paris kam, erfuhr ich, daß sie todt sey. Ich schickte in Sancerrens Haus, um zu hören, ob man keine Nachricht von ihm hätte, und erfuhr, daß er den Tag vorher, also gerade den Tag, wo die Frau von Tournon starb, zurückgekommen sey. Ich ging sogleich zu ihm, weil ich den Zustand ahndete, worin ich ihn fand, aber sein Schmerz war noch heftiger, als ich vermuthet hatte."

„Als er mich erblickte, lief er auf mich zu, umschloß mich, und benetzte mich mit Thränen. Ich soll sie nie wieder sehen, rief er: nie, nie! Sie ist todt! Ich war ihrer nicht werth, aber ich werd' ihr bald folgen!"

„Weiter konnt' er nichts sagen. Er wiederhohlte diese Worte von Zeit zu Zeit, unter-

brach sich mit Geschrey und Thränen, und schien seines Verstandes nicht Meister."

„Nach einer Weile kam er etwas zu sich selbst, und nun erzählte er mir, daß ihm Frau von Tournon während seiner Abwesenheit nicht oft geschrieben hätte; aber das wäre ihm nicht aufgefallen, weil er sie gekannt, und gewußt hätte, wie schwer es ihr würde, einen Brief zu wagen. Er war überzeugt, das sie ihm bey seiner Zurückkunft ihre Hand gegeben haben würde; er pries sie als das liebenswürdigste, treueste Weib, das je gelebt, das ihn unaussprechlich geliebt, und das er nun in eben dem Augenblicke verloren hätte, wo sie auf immer die seinige werden sollen. Diese Vorstellung stürzte ihn in jene gewaltsame Trostlosigkeit zurück, die mich bis ins Innerste bewegte."

„Indessen war ich gezwungen, ihn allein zu lassen, weil ich zum Könige mußte; ich versprach ihm aber, bald wieder zu kommen. Ich kam wirklich zurück, und nie bin ich so überrascht gewesen! Ich fand ihn ganz anders, als ich ihn verlassen hatte. Er stand mitten in seinem Zimmer, und Zorn sprach aus allen seinen Mienen. Kommen Sie, rief er mir entgegen: kommen Sie; ich bin in Verzweiflung; ich bin tausendmahl unglücklicher als vorher; was ich von ihr erfahren habe, ist grausamer als ihr Tod."

„Er rannte in seinem Zimmer wild auf und ab, stand still, und rannte wieder. Ich glaubte, der Schmerz hätte ihm den Verstand geraubt, und konnte mir nicht denken, daß es noch etwas schlimmeres gäbe, als der Tod eines Weibes, die man liebt, und von der man geliebt wird. Ich sagte ihm, daß ich seine Betrübniß gebilligt und Theil daran genommen hätte, so lange sie in den Gränzen eines verwundeten Herzens geblieben wäre, daß ich ihn aber nicht mehr beklagen würde, wenn er sich der Verzweiflung überließe, und den Verstand verlöre."

„O, rief er, wie glücklich wär' ich, wenn ich ihn verloren hätte! Sie war mir untreu, und betrog mich, und dieß erfahr' ich, den Tag nach ihrem Tode, wo mein Herz des empfindlichsten Schmerzes und der heftigsten Liebe voll ist! Wo ihr Bild in meiner Seele, als das vollkommenste Wesen, und das mir gehörte, zauberisch lebt! Jetzt erfahr' ich, daß sie meiner Thränen nicht werth ist! Und doch durchdringt mich der Schmerz über ihren Tod noch so sehr, als ob sie mir treu gewesen wäre, und ich fühle ihre Untreue so lebhaft, als ob sie noch lebte. Hätte ich vor ihrem Tode mein Unglück erfahren, so hätte mich Eifersucht, Unmuth und Wuth gegen ihren Tod verhärtet; aber jetzt bin ich in einer Stimmung, wo ich

mich nicht darüber trösten, wo ich sie nicht hassen kann."

„Sie können denken, daß ich über seine Aeußerung erstaunte. Ich fragte ihn, wie er es erfahren hätte. Er erzählte mir, daß den Augenblick nach mir Estouteville, sein vertrautester Freund, der aber auch nichts von seiner Liebschaft mit der Frau von Tournon gewußt, zu ihm gekommen wäre. Er hätte sich weinend in einen Stuhl geworfen, und ihn um Verzeihung gebethen, daß er ihm hehl gehalten, was er jetzt erfahren sollte. Er wollte ihm sein Herz öffnen, und verlangte Trost von ihm: der Tod der Frau von Tournon hätte ihn zum unglücklichsten Menschen gemacht."

„Dieser Nahme, fuhr Sancerre fort, überraschte mich dergestalt, daß ich nicht Kraft genug behielt, ihm zu sagen, daß ich in diesem Punct noch weit mehr Trost bedürfte, als er. Er setzte hinzu, daß er sie seit sechs Monathen flammend geliebt habe, daß er es mir immer hätte sagen wollen, daß sie es ihm aber ausdrücklich und ernstlich untersagt hätte; daß er ihr fast zu eben der Zeit gefallen, wo er Liebe zu ihr gefaßt hätte, daß sie ihr Verständniß vor aller Welt geheim gehalten hätten; daß er ihr nie öffentlich Besuche gemacht; daß er die Freude gehabt, sie über den Verlust ihres Gemahls zu trösten; und endlich, daß er eben im Begriff gestanden, sie zu heirathen, als sie ihm

der Tod auf ewig geraubt hätte. Dieſe Heirath, ſetzte er hinzu, der ihr zärtlicher Hang zum Grunde lag, ſollte als Folge ihres Gehorſams vorgeſtellt werden; ſie hatte ihren Vater gewonnen, daß er dieſe Heirath beföhle, damit die plötzliche Veränderung ihrer Grundſätze nicht zu ſehr auffiele."

„So lange Eſtouteville ſprach, fuhr Sancerre zu mir fort, glaubte ich ihm, weil ich Wahrſcheinlichkeit in ſeiner Erzählung fand, und weil die Zeit, die er für die Entſtehung ſeiner Liebſchaft mit der Frau von Tournon angab, gerade dieſelbe war, wo ſie mir verändert geſchienen hatte; aber die nächſten Augenblicke nachher hielt ich ihn für einen Lügner oder wenigſtens für einen Träumer. Ich war im Begriff, es ihm zu ſagen, bedachte aber, daß ich vollſtändige Aufklärung haben müßte. Ich fragte ihn aus, ſtellte ihm Zweifel entgegen: genug, ich arbeitete dergeſtalt, um mich meines Unglücks gewiß zu machen, daß er mich endlich fragte, ob ich die Hand der Frau von Tournon kennte. Zugleich legte er drey von ihren Briefen und ihr Bildniß vor mich hin."

„In eben dem Augenblicke kam mein Bruder, fuhr Sancerre fort: Eſtouteville ſah ſo verweint aus, daß er ſich nicht vor ihm ſehen laſſen wollte: er ſagte mir, daß er den Abend abhohlen wollte, was er mir ließe, und ich, ich ſchickte meinen Bruder fort, weil ich vor Un-

geduld brannte, die Briefe zu lesen, und darin zu finden, daß doch nicht alles wahr sey, was mir Estouteville erzählt hatte. Aber o! was fand ich nicht darin! Welche Zärtlichkeit, welche Betheurungen von Liebe! Welche wiederhohlte Zusage ihrer Hand! Solche Briefe! Nie hat sie mir ähnliche geschrieben."

„Und so, fuhr er fort, dulde ich jetzt den Schmerz über ihren Tod und über ihre Untreue zugleich! Oft hat man diese beyden Uebel mit einander verglichen; aber nie müssen sie zu gleicher Zeit ein und eben denselben Menschen gequält haben! Ich gestehe mit Beschämung, daß mich ihr Verlust noch mehr drückt, als ihre Untreue. Ich finde sie nicht strafbar genug, um bey ihrem Tode gleichgültig zu bleiben. Wenn sie noch lebte, hätte ich den Genuß, ihr Vorwürfe machen und mich dadurch an ihr rächen zu können, daß ich ihr Unrecht ihr vorhielte. Aber ich werde sie nie wieder sehen, rief er von neuem: nie wieder! Das ist das größte aller Uebel! Ich wünschte mit meinem Leben das ihrige zurück kaufen zu können. O, der Wunsch! Wenn sie es zurück hätte, würde sie es für Estouteville leben! Wie glücklich, wie glücklich war ich gestern! Meine Betrübniß war ohne gleiche; aber sie hatte einen vernünftigen Grund, und ich fand Genuß in dem Gedanken, daß ich mich nie wieder beruhigen wollte. Heute sind alle meine Gefühle widersprechend, und ich zahle einer er-

häuchelten Neigung für mich denſelben Tribut, den ich einer wahrhaften ſchuldig zu ſeyn glaubte. Ihr Andenken iſt mir weder werth noch abſcheulich, ich kann mich weder recht tröſten, noch recht betrüben. Aber, fuhr er fort, und wandte ſich plötzlich an mich: Aber ich beſchwöre Sie, laſſen Sie mich Eſtoutevillen nicht wieder ſehen! Schon ſein Nahme macht mir Höllenangſt. Ich weiß wohl, daß ich mich nicht mit Grund über ihn beklagen kann; warum habe ich meine Liebe zu ihr vor ihm geheim gehalten. Hätte er darum gewußt, ſo hätte er ſich ihr vielleicht nicht genähert und ſie wäre mir nicht ungetreu geworden. Jetzt kömmt er, um mir ſein Unglück zu klagen, und er dauert mich. Und mit Recht, mit Recht! ſchrie er plötzlich. Er liebte ſie, ſie liebte ihn, und er wird ſie nie wieder ſehen! Aber ich fühle, daß ich nicht Meiſter genug über mich werde ſeyn können, daß ich ihn werde haſſen müſſen. Ich beſchwöre Sie noch einmahl, machen Sie, daß ich ihn nie wieder ſehe!"

„Dieſer gewaltſame Zuſtand, in welchem mir indeſſen nicht ein einziger erkünſtelter Zug zu liegen ſchien, ſo natürlich mahlte er ſich, bedurfte Milderung und ich ſahe, daß ich allein dabey nicht genug ſey. Ich ließ ſeinen Bruder rufen, den ich beym Könige zurückgelaſſen hatte. Ich ging ihm in das Zimmer entgegen und bereitete ihn vor. Wir trafen Anſtalten, daß Eſtouteville nicht zu ihm konnte und brachten einen Theil

der Nacht zu, ihn zum Verstande zurückzuführen. Heute früh fand ich ihn noch trauriger, als gestern. Sein Bruder ist bey ihm geblieben und ich bin zu Ihnen geeilt.

„Ich erstaune!" nahm die Prinzessinn das Wort: „Ich hätte der Frau von Tournon weder Liebe noch Betrug zugetraut."

„Man kann die Verstellung und Hinterlist nicht weiter treiben," versetzte der Prinz: „Bedenken Sie, daß sie schon wirklich in Estoutevillen verliebt war, als Sancerre sie kälter fand. Estoutevillen sagte sie, daß er sie über den Verlust ihres Gemahls tröstete und daß sie ihm zu gefallen aus ihrer Einsamkeit herausginge, und Sancerre glaubte, sie thäte es, weil wir der Meinung gewesen waren, daß sie nicht mehr so tief betrübt scheinen müßte. Sie vermochte Estoutevillen, ihr Verständniß geheim zu halten, damit Sancerre nichts davon erführe, sie wollte durch ein Machtwort ihres Vaters gezwungen werden, ihn zu heirathen, um ihren Ruf zu bewahren, und es geschah, um mit Sancerren brechen zu können, ohne daß er Grund hätte, sich zu beschweren. — Ich muß den Unglücklichen bald wieder besuchen," fuhr der Prinz von Cleves fort: „und mir deucht, es wäre gut, wenn Sie mit mir nach Paris zurückgingen. Es ist Zeit, daß Sie wieder in der Societät erscheinen: und daß Sie die unzähligen Besuche annehmen, die Sie einmahl nicht vermeiden können."

Die Prinzessinn war es zufrieden und kam den folgenden Tag nach Paris zurück. Sie fühlte sich bey dem Gedanken an den Herzog von Nemours weit ruhiger, als vorher. Die letzte Vorstellung ihrer Mutter und die Betrübniß über ihren Tod hatten ihre Gefühle für ihn zurück gesetzt und sie glaubte, daß sie gänzlich erloschen wären.

Noch denselben Abend, wo sie zurückgekommen war, machte ihr die Königinn Dauphine einen Besuch. Sie sagte ihr, daß sie herzlichen Antheil an ihrer Betrübniß nähme, sie wünschte aber, daß sie sich von derselben nicht ganz übermannen lassen möchte; um sie ein wenig zu zerstreuen, wollte sie ihr erzählen, was während ihrer Abwesenheit bey Hofe Neues vorgefallen wäre. Somit erzählte sie ihr einige besondere Vorfälle." Was ich Ihnen aber am liebsten erzähle," setzte sie hinzu: „ist dieß, daß man nun gewiß weiß, daß der Herzog von Nemours leidenschaftlich verliebt ist, und daß selbst seine vertrautesten Freunde nicht bloß die Angebethete nicht kennen, sondern sie nicht einmahl ahnden. Dennoch ist seine Liebe so stark, daß er die Hoffnung einer Krone darum aufgibt."

Nun erzählte die Königinn alles, was mit der Königinn Elisabeth vorgefallen war.

„Was ich Ihnen erzählt habe," fuhr sie fort: „weiß ich durch den Herrn von Anville. Der König hat gestern Abend den Herzog zu sich

kommen laſſen, und ihm Briefe von Lignerolles gezeigt, worin dieſer um Zurückberufung bittet, und meldet, daß er der Verzögerung des Herzogs keinen gültigen Grund für die Königinn Eliſabeth mehr unterzulegen wüßte, daß ſie beleidigt ſchiene, und daß ſie wenn ſie, auch ihr Wort nicht ausdrücklich gegeben, doch genug gethan hätte, daß er eine Reiſe wagen könnte. Dieſen Brief las der König dem Herzog vor, aber dieſer, ſtatt ernſthaft darauf zu antworten, lachte, ſcherzte, und ſpöttelte über Lignerolles Hoffnungen. Er ſagte, ganz Europa würde über ſeine platte Zudringlichkeit lachen, wenn er als anmaßlicher Gemahl der Königinn nach England käme, ohne ſeiner Sache gewiß zu ſeyn. Es wäre auch jetzt nicht die rechte Zeit, ſetzte er hinzu, dieſe Reiſe zu unternehmen, da der König von Spanien ſo dringend um ihre Hand angehalten hätte. Bey einer Liebſchaft wäre dieß vielleicht kein ſehr fürchterlicher Nebenbuhler, aber bey einer Vermählung wäre es ſo gewiß, daß der König ſelbſt ihm nicht rathen würde, ſich mit ihm zu meſſen. „Aber ich rathe es Ihnen gerade jetzt, erwiederte der König: „Sie werden ihm nichts abzugewinnen haben. Ich weiß, daß er andere Plane hat, und wenn er ſie nicht hätte, ſo hat ſich die Königinn Maria unter dem Spaniſchen Joche ſo übel befunden, daß ihre Schweſter nicht darunter gehen, und ſich von dem Schimmer ſo vieler vereinigten Kronen blenden laſſen wird.“

— Läßt sie sich nicht davon blenden, verſetzte der Herzog: „ſo iſt zu vermuthen, daß ſie ſich durch Liebe glücklich machen will. Sie hat Mylord Courtenay ſeit einigen Jahren geliebt, den die Königinn Maria ſchon liebte, die ſich mit ihm vermählt haben würde, wenn ſie nicht bemerkt hätte, daß die jugendliche Schönheit ihrer Schweſter Eliſabeth ſtärker auf ihn wirkte, als die Hoffnung zu einer Krone. Sie verbannte ihn, und vermählte ſich mit dem Könige von Spanien. Ich glaube, Eliſabeth wird ihn bald zurückrufen, und lieber einen Mann, der ihr lieb war, der ſehr liebenswürdig iſt, der für ſie ſo viel gelitten hat, als einen Unbekannten wählen, von dem ihr nur das Gerücht geſagt hat.“ — „Ich würde Ihrer Meinung ſeyn,“ erwiederte der König: wenn Courtenay noch lebte. Aber ich weiß ſeit einigen Tagen, daß er zu Padua in ſeinem Exil geſtorben iſt. Ich ſehe wohl,“ ſetzte er hinzu: „man muß ſie verheirathen, wie den Dauphin: durch Geſandte.“

„Anville und der Vidame,“ fuhr die Königinn Dauphine fort: „die bey dieſer Unterredung zugegen waren, ſind überzeugt, daß es eben die unbekannte Liebſchaft iſt, die ihn von dieſer großen Unternehmung abhält. Der Vidame, der ihn näher beobachten kann, als ſonſt irgend jemand, hat zur Frau von Martigues geſagt: er hätte ſich ſo verändert, daß er faſt gar nicht mehr zu kennen ſey; und was ihn am

meiſten dabey wundert, iſt, daß man von keinem beſondern Umgang eine Spur hat, und daß man ihn nicht zu gewiſſen Stunden verſchwinden ſieht. Er ſchließt daraus, daß er mit der Perſon, die er liebt, nicht einverſtanden ſey, und gerade dieſer Umſtand macht, daß man den vorigen Herzog von Nemours gar nicht mehr in ihm erkennt."

Was für einen giftigen Genuß gewährte dieſe Erzählung der Prinzeſſinn von Cleves! Wie hätte ſie ſich nicht in der geliebten Perſon erkennen ſollen, deren Nahmen man nicht wußte, und wie hätte ſie ſich einer zärtlichen Erkenntlichkeit erwehren können, da ſie auf einem durchaus unverdächtigen Wege erfuhr, daß der Mann, der ſchon auf ihr Herz gewirkt hatte, ſeine Liebe aller Welt verbirgt, und ihretwegen eine Krone verſchmähet? Der gewaltſame Kampf ihrer Gefühle läßt ſich nicht beſchreiben. Wenn die Königinn Dauphine ſie beobachtet hätte, würde ſie ohne Mühe bemerkt haben, daß ihr das, was ſie erzählte, nicht gleichgültig wäre; da ſie aber keine Ahndung davon hatte, ſo fuhr ſie fort: „Anville glaubt, daß ich über dieſe Erſcheinung beſſer unterrichtet ſey, als er, und er hat ſolch eine hohe Meinung von mir, daß er überzeugt iſt, ich allein hätte dieſe Zerrüttung bey dem Herzog anrichten können!"

Dieſe letztern Worte erweckten der Prinzeſſinn von Cleves eine andere Art von Unruhe.

„Ich könnte, sagte sie: „mit dem Herrn von Anville leicht gleicher Meinung seyn. Eine Fürstinn, wie Sie, muß es seyn, über welche er die Königinn von England verschmähen kann." — „Ich würd' es Ihnen gestehen, wenn ich es wüßte," versetzte die Königinn Dauphine: „und ich wüßte es, wenn es so wäre. Leidenschaften dieser Art entgehen dem Auge der Person nicht, die sie gelten; sie bemerkt sie zuerst. Der Herzog hat mir nur eine ganz leichte Aufmerksamkeit bezeigt, und es ist ein so großer Unterschied zwischen seinem damahligen und jetzigen Benehmen, daß ich Ihnen für gewiß sagen kann: ich bin es nicht, um deretwillen er gegen eine Krone gleichgültig bleibt."

Nach diesen Worten entfernte sich die Königinn Dauphine. Die folgenden Tage besuchten der König und die Königinn die Prinzessinn von Cleves. Der Herzog von Nemours, der ihre Zurückkunft mit peinlicher Ungeduld erwartet hatte, und sehnlich wünschte, sie einmahl ohne Zeugen zu sprechen, nahm eine Stunde wahr, wo sich alles entfernte, und wo aller Wahrscheinlichkeit nach niemand mehr kommen würde. Dieß glückte ihm, und er kam gerade, als die andern Besuche gingen.

Die Prinzessinn war auf ihrem Bette. Es war warm, und der Anblick des Herzogs erhöhete ihre Farbe vollends zu einem Roth, das ihre Schönheit nicht verminderte. Er setzte sich

ihr gegen über unter jener beklemmenden Aengſtlichkeit, die wahre Liebe beſtändig im Gefolge hat. Es dauerte eine Weile, eh' er Worte finden konnte. Die Prinzeſſinn war nicht weniger verlegen, und ſo blieben beyde eine gute Zeit ſtumm.

Endlich hub der Herzog an, und ſagte ihr viel Verbindliches über ihre Betrübniß. Sie ergriff dieſen Wink gern, um das Geſpräch über dieſen Gegenſtand fortzuführen. Sie ſprach lange von dem Verluſte, den ſie erlitten, und ſagte am Ende:

Wenn auch die Zeit die Heftigkeit meines Schmerzes lindert, wird mir doch immer ſolch ein ſtarker Eindruck davon bleiben, daß meine ganze Stimmung dadurch verändert werden wird.

„Große Betrübniß," erwiederte der Herzog: „läßt wie gewaltige Leidenſchaft tiefe Eindrücke zurück. So kenne ich auch mich ſeit meiner Zurückkunft aus Flandern nicht mehr. Man hat dieſe Veränderung allgemein bemerkt, und ſelbſt die Königinn Dauphine hat mit mir darüber geſprochen."

Es iſt wahr, ſie hat es bemerkt, und ich glaube ſelbſt gehört zu haben, daß ſie davon ſprach.

„Es iſt mir ganz lieb, daß ſie es bemerkt hat; aber ich wünſchte, daß ſie nicht die einzige wäre, die es bemerkte. Manchen Perſonen Ih-

res Geſchlechts wagt man nur durch Dinge, die ſie nicht angehen, Winke von einer Leidenſchaft zu geben, die man für ſie nährt; aber wenn man ſüchtet, ſie merken zu laſſen, daß man ſie liebt, will man ſie doch wenigſtens merken laſſen, daß man von niemand geliebt werden will. Man will ihnen zeigen, daß es keine Schönheit von keinem Range gebe, die einen anziehen könnte, und daß man keine Krone in der Welt um den Preis, ſie nie wieder zu ſehen, erkaufen möchte." —

Die Prinzeſſinn war in einer Unruhe, die nur ein gewaltſamer Kampf unverrathen erhalten konnte. Der Herzog fuhr fort:

„Gewöhnlich ſchießt Ihr Geſchlecht auf unſre Liebe von der Sorgfalt, womit wir beſchäftigt ſind, zu gefallen, zu ſehen. Aber das iſt ſo ſchwer nicht, wenn ein Weib liebenswürdig iſt; weit ſchwerer iſt es, der Sehnſucht nach ihr ſich nicht zu überlaſſen, und ihr auszuweichen, in der Beſorgniß, der Welt und gleichſam ihr ſelbſt zu verrathen, was man für ſie fühlt. Was aber am allerlebhafteſten von einer wahren und herzlichen Liebe zeugt, iſt gänzliche Umſtimmung des Characters, iſt Gleichgültigkeit gegen Ehrgeiz und Vergnügen, wenn man vorher mit beyden ausſchließend beſchäftigt war."

Die Prinzeſſinn verſtand ohne Mühe, was für ſie in dieſen Worten lag. Es däuchte ihr, daß ſie darauf antworten, daß ſie es nicht dul-

den müßte; und wiederum däucht' es ihr, daß sie es nicht verstehen, daß sie es nicht auf sich ziehen, und daß sie dieß nicht zeigen müßte: sie glaubte sprechen und glaubte schweigen zu müssen. Die Worte des Herzogs gefielen ihr, und beleidigten sie zugleich. Sie sah die Bestättigung von dem darin, worauf sie die Königinn Dauphine durch ihre Erzählung geleitet hatte; sie fand viel Ehrfurcht und viel Feinheit, aber auch viel Kühnheit und zu viel Verständlichkeit darin. Der Hang, den sie für ihn fühlte, machte ihr eine Unruhe, über die sie nicht Meisterinn blieb. Die dunkelsten Aeußerungen eines Mannes, der geliebt wird, bewirken eine heftigere Bewegung, als die offene Erklärung eines andern, der nicht gefällt. Sie antwortete also nicht, und der Herzog würde ihr Stillschweigen bemerkt und keine unvortheilhaften Schlüsse daraus für sich gezogen haben, wenn die Ankunft des Prinzen von Cleves nicht Conversation und Besuch geendigt hätten.

Er kam, um seiner Gemahlinn noch etwas von Sancerren zu erzählen; aber sie fühlte keine große Neugier, den Verlauf dieser Geschichte zu erfahren. Sie war mit dem, was so eben vorgefallen war, so beschäftigt, daß sie ihre Zerstreuung kaum verbergen konnte. Als sie sich allein sah, bemerkte sie wohl, daß sie sich betrogen hätte, wenn sie glaubte, daß sie nur Gleichgültigkeit gegen den Herzog fühlte. Seine

Neu-

Aeußerungen hatten gewirkt, wie er es wünschen konnte, hatten sie ganz von seiner Liebe überzeugt. Sein Betragen stimmte zu genau mit seinen Worten, als daß ihr ein Zweifel hätte zurückbleiben sollen. Sie schmeichelte sich nicht mehr mit der Hoffnung, ihre Neigung unterdrücken zu können, sie dachte nur darauf, ihn dieselbe nie ahnden zu lassen. Dieß war ein schweres Unternehmen, und sie hatte schon erfahren, daß es auch sehr schmerzlich sey. Sie wußte, daß das einzige Mittel es auszuführen, dieß wäre, daß sie seinen Anblick vermiede; und da die Trauer ihr Vorwand gab, zurückgezogner als vorher zu leben, so bediente sie sich desselben, da nicht hin zu gehen, wo sie ihn antreffen konnte. Sie war in Schwermuth versunken. Der Tod ihrer Mutter schien die Ursache davon, und man forschte sonst nach keiner.

Der Herzog war in Verzweiflung, daß er sie fast nirgends mehr fand, und da er wußte, daß er sie in keiner Assemblee, bey keinem Feste am Hofe treffen würde: so schützt' er eine plötzlich erwachte Neigung zur Jagd vor, und machte Jagdparthien an den Tagen, wo bey den Königinnen Assemblee war, um nicht dort erscheinen zu dürfen. Eine leichte Unpäßlichkeit diente ihm lange zum Vorwande, zu Hause zu bleiben, und da nicht hinzugehen, wo er die Prinzessinn zu finden nicht hoffen konnte.

Ungefähr zu gleicher Zeit ward der Prinz von Cleves krank. Seine Gemahlinn kam aus ſeinem Zimmer nicht weg, ſolange ſeine Unpäßlichkeit dauerte; als er ſich aber beſſer befand, und wieder Beſuche, unter andern von dem Herzog von Nemours, annahm, der unter dem Vorwande, daß er noch nicht ganz wieder hergeſtellt ſey, ganze Tage bey ihm zubrachte: da ſchien es ihr, daß ſie nicht länger bey ihm bleiben könnte, ob ſie gleich die erſten Mahle, als der Herzog kam, nicht Kraft genug hatte, ſich zu entfernen. Sie hatte ihn zu lange nicht geſehen, als daß ſie ſich entſchließen können, ihn nicht zu ſehen. Der Herzog fand Mittel, ihr durch Aeußerungen, die ins Allgemeine zu gehen ſchienen, die ſie aber wohl verſtand, kund zu geben, daß er auf die Jagd ginge, um nachzudenken und zu ſchwärmen, und daß er keine Aſſemblee beſuchte, weil er ſie auf keiner fände.

Sie führte endlich ihren Entſchluß aus, und entfernte ſich jedesmahl, wenn er erſchien, doch nicht ohne die äußerſte Anſtrengung. Der Herzog ſahe wohl, daß ſie ihn vermied, und es ging ihm empfindlich nahe.

Dem Prinzen von Cleves fiel dieß Benehmen nicht gleich Anfangs auf; aber endlich bemerkte er, daß ſeine Gemahlinn nicht bey ihm bleiben wollte, wenn Geſellſchaft kam. Er ſprach mit ihr darüber, und ſie antwortete, daß ſie glaubte, der Wohlſtand litte es nicht, wenn ſie

alle Abende mit dem jüngſten Theile des Hofes zubrächte: ſie bäthe ihn, daß er ſie zurückgezogener als ſonſt leben laſſen möchte; die Tugend und Gegenwart ihrer Mutter hätten ihr bis jeßt eine Menge Dinge erlaubt, die eine Frau von ihrem Alter allein nicht fortführen dürfte.

Ihr Gemahl war ſonſt an ſich ſehr gefällig und nachgiebig gegen ſeine Gemahlinn; aber dießmahl war er es nicht, und er erklärte, daß ſie ihre bisherige Lebensart durchaus nicht ändern müßte. Sie war im Begriff, ihm zu ſagen, das Gerücht lieſe um, daß der Herzog von Nemours in ſie verliebt ſey; aber ſie hatte nicht Kraft genug, ſeinen Nahmen auszuſprechen. Sie fühlte auch eine Art von Beſchämung, daß ſie einen falſchen Grund vorſchüßen, und die Wahrheit einem Manne verhehlen wollte, der eine ſo hohe Meinung von ihr hätte.

Einige Tege nachher ſprach man bey der Königinn von Horoſkopen und Prorhezeyungen. Die Meinungen darüber waren getheilt. „Ich glaube nicht im mindeſten daran," ſagte der Herzog von Nemours ganz laut, und darauf wandte er ſich an die Prinzeſſinn von Cleves, und fuhr leiſe zu ihr fort. „Man hat mir prophezeyt, daß ich durch die Güte derjenigen Perſon glücklich werden würde, für die ich die heftigſte und ehrfurchtsvollſte Liebe fühlte. Schlie-

ßen Sie daraus, Madame, ob ich an Prophezeyungen glauben kann." —

Die Königinn Dauphine schloß aus dem, was der Herzog laut gesagt hatte, daß das, was er leise hinzusetzte, die Geschichte einer leeren Vorhersagung sey: sie fragte ihn also, was er zur Prinzessinn von Cleves gesagt hätte. Wenn er weniger Geistesgegenwart gehabt hätte, so würde ihn diese Frage überrascht haben; aber er erwiederte ohne Stammeln: „Ich sagte, man hätte mir ein so hohes Glück prophezeyet, daß ich selbst nicht wagen würde, darnach zu streben." —

Wenn man Ihnen bloß das prophezeyet hat, versetzte die Königinn Dauphine, und dachte an den Umstand mit England dabey: „so verschreyen Sie die Astrologie nicht. Sie könnten in der Folge Gründe finden, ihr das Wort zu reden." — Die Prinzessinn verstand wohl, was die Königinn sagen wollte; aber sie verstand eben so gut, daß das Glück, von welchem er sprach, nicht die Brittische Krone sey. Indessen ängstigte und beleidigte sie seine immer steigende Verständlichkeit.

Da seit dem Tode ihrer Mutter eine geraume Zeit verlaufen war, so war es nöthig, daß sie wieder öffentlich erschien, und wie vorher sich bey Hofe zeigte. Sie sah den Herzog bey der Königinn Dauphine, sie sah ihn bey ihrem Gemahl, zu welchem er oft mit meh-

rern jungen Leuten kam, um nicht aufzufallen, und immer sah sie ihn mit einer innern Bewegung, die er ohne Mühe bemerkte.

So sorgfältig sie sich auch bestrebte, seinen Blicken auszuweichen, und weniger mit ihm, als andern, zu reden, entschlüpften ihr doch gewisse Dinge, die während der ersten Bewegung sichtbar wurden, und aus denen der Herzog schloß, daß er ihr nicht gleichgültig sey. Ein Mann, der weniger scharfsichtig war, hätte vielleicht nichts davon bemerkt; aber er hatte schon so oft geliebt, daß es ihm unmöglich verborgen bleiben konnte, wenn er geliebt wurde. Er sahe wohl, daß der Chevalier von Guise sein Nebenbuhler war, und dieser wußte das Gleiche von ihm. Er war der einzige am Hofe, der dieß wußte, denn sein Interesse hatte ihn scharfsichtiger gemacht, als die übrigen. Der Umstand, daß sie über ihre Gefühle wechselseitig im Klaren waren, gab ihnen eine Bitterkeit, die in den kleinsten Umständen sichtbar wurde, aber nie durch irgend einen Zwist zum Ausbruche kam. Doch waren sie beständig gegen einander, im Ringelrennen, wie in andern Ritterspielen, die der König gab, und ihre Eifersucht auf einander war so stark, daß sie sich nicht verbergen konnte.

Die Prinzessinn dachte oft an die Königinn Elisabeth, und es däuchte ihr, als ob der Herzog den Vorschlägen des Königs und den drin-

genden Aufforderungen Lignerolles nicht Stand halten würde. Sie sahe mit Unruhe, daß letzterer noch nicht zurück war, und sie erwartete ihn mit Ungeduld. Wenn sie ihren Regungen gefolgt wäre, so würde sie sich genau nach der Lage dieser Unternehmung erkundigt haben; aber eben das Gefühl, das ihr diese Neugier einflößte, drang sie, dieselbe zu verbergen, und sie erkundigte sich bloß nach der Schönheit, dem Verstande und dem Character der Königinn Elisabeth. Man zeigte beym Könige ein Bildniß von ihr, das sie anziehender fand, als sie guten Willen hatte, es zu finden, und sie konnte sich der Bemerkung nicht erwehren, daß der Mahler geschmeichelt habe. Es machte sie unruhig und mißmuthig, als die Königinn Dauphine ihr versicherte, daß nach allem, was man ihr von der Schönheit der Königinn Elisabeth gesagt, der Mahler nicht geschmeichelt haben könnte.

Die Königinn Dauphine ließ alle schöne Weiber bey Hofe im Kleinen mahlen, um sie der Königinn, ihrer Mutter, zu schicken. Den Tag, als das Bildniß der Prinzessinn von Cleves fertig wurde, kam die Königinn Dauphine zu ihr, um den Abend bey ihr zuzubringen. Der Herzog fehlte nicht. Er ließ nie eine Gelegenheit vorbey, sie zu sehen, ohne indessen den Argwohn zu geben, daß er sie suchte. Sie war diesen Tag so schön, daß er sich in sie ver-

liebt haben müßte, wenn er es nicht ſchon geweſen wäre; aber dennoch wagte er nicht, die Augen auf ſie zu heften, während man ſie mahlte, weil er fürchtete, man möchte die Freude, die er daran fände, bemerken.

Die Königinn Dauphine forderte von dem Prinzen von Cleves ein kleines Bildniß, das er von ſeiner Gemahlinn hatte, um es mit dem zu vergleichen, das eben fertig wurde. Man fällte Urtheile über beyde. Die Prinzeſſinn ließ von dem Mahler etwas an dem Kopfpuße des ältern ändern. Der Mahler nahm es aus dem Futteral, und nachdem er daran gearbeitet hatte, legt' er es auf den Tiſch.

Der Herzog hatte ſchon lange gewünſcht, ein Bildniß von der Prinzeſſinn zu haben. Als er dieſes ſah, konnt er ſich der Regung nicht erwehren, es einem Gemahl zu entwenden, den er zärtlich geliebt glaubte. Er meinte, weil ſo viel Leute gegenwärtig wären, ſo könnte der Verdacht nicht ausſchließend auf ihn fallen.

Die Königinn Dauphine ſaß auf dem Bette, und ſprach leiſe mit der Prinzeſſinn, die vor ihr ſtand. Dieſe bemerkte zwiſchen den Vorhängen herdurch, die nicht ganz zugezogen waren, den Herzog, der ſich mit dem Rücken an einen Tiſch zu Füßen des Bettes gelehnt hatte, und ohne den Kopf zu drehen, ſehr geſchickt etwas von dem Tiſche nahm, und es einſteckte. Sie errieth ohne Mühe, daß es ihr Bildniß

ſey, und dieß überraſchte ſie ſo, daß die Königinn Dauphine ihre Zerſtreuung bemerkte, und ſie ganz laut fragte, wohin ſie ſähe. Der Herzog drehte ſich bey dieſen Worten um, und begegnete den Augen der Prinzeſſinn, die ihn noch immer hüteten. Er glaubte, es ſey nicht unmöglich, daß ſie ſeinen Diebſtahl geſehen hätte.

Die Prinzeſſinn war in großer Verlegenheit. Sie hätte das Bildniß zurückfordern ſollen. Aber wenn ſie es öffentlich forderte, ſo hätte ſie öffentlich die Gefühle des Herzogs für ſie kund gegeben, verlangte ſie es unter vier Augen, ſo hätte ſie ihn gleichſam gedrungen von ſeiner Liebe zu ſprechen. Endlich überzeugte ſie ſich, daß es beſſer ſey, es ihm zu laſſen, und es that ihr nicht leid, daß ſie ihm einen Genuß bewilligen konnte, ohne daß er ſelbſt wußte, daß ſie ihm denſelben bewillige. Der Herzog bemerkte ihre Verlegenheit, und glaubte den Grund davon zu errathen. Er näherte ſich ihr, und ſagte leiſe zu ihr: „Wenn Sie geſehen haben was ich jetzt wagte, ſo beſchwör ich Sie um die Gefälligkeit, daß Sie thun, als ob Sie es nicht wüßten. Weiter wag ich nichts zu bitten.“ — Er entfernte ſich ſogleich, ohne eine Antwort zu erwarten, ſchloß ſich in ſein Zimmer, und überließ ſich der ungeſtümen Freude, die öffentlich ſeiner Meiſter geworden wäre. Er fühlte das Entzücken der

Liebe in ſeiner ganzen Stärke. Er liebte das liebenswürdigſte Weib bey Hofe, er zwang ſie, wider ihren Willen ihn zu lieben, und er ſah in allen ihren Bewegungen jene Unruhe und Verlegenheit, welche die Liebe, in ein Herz voll Unſchuld gepflanzt, im Gefolge zu haben pflegt.

Den Abend ſuchte man das Bildniß ſehr ſorgfältig. Da man das Futteral fand, argwöhnte man nicht, daß es entwendet wäre, und man glaubte, daß es durch Verſehen irgend wohin verlegt worden. Der Prinz war unmuthig über dieſen Verluſt, und nachdem man noch einmahl alles durchſucht hatte, ſagte er zu ſeiner Gemahlinn, aber in einem Tone, der merken ließ, daß es ihm nicht von Herzen ging: ſie hätte gewiß irgend einen unbekannten Liebhaber, dem ſie das Bildniß gegeben, oder der es mitgenommen hätte; jeder andere als ein Liebhaber wäre mit dem Bildniſſe ohne Futteral nicht zufrieden geweſen. —

Dieſe Worte, obgleich mit lachendem Munde geſprochen, machten einen ſo ſtarken Eindruck auf die Prinzeſſinn, und erweckten ihr innere Vorwürfe. Sie bedachte, wie gewaltſam der Zug ſey, der ſie zu dem Herzoge dränge, und wie wenig ſie mehr ihres Geſichts und ihrer Worte Meiſterinn ſey; Lignerolles wäre auch zurück und wegen Eliſabeth hätte ſie nichts mehr zu beſorgen. Keinen Verdacht mehr auf

die Königinn Dauphine. Nichts von allem dem könnte ſie mehr ſchützen, und nirgends wäre ſie ſicher, als entfernt auf dem Lande. Da es aber nicht von ihr abhing, ſich zu entfernen, ſo ſah ſie ſich auf das äußerſte und einem Schritte nahe gebracht, den ſie für das größte Unglück hielt, dieſem, daß ſie ihrem Gemahl ihre Neigung für den Herzog entdecken müßte. Sie erinnerte ſich an alles das, was ihre Mutter ihr in ihren letzten Stunden geſagt, und an den Rath, den ſie ihr gegeben hatte, daß ſie lieber zu allen, ſelbſt den ſchmerzlichſten Mitteln greifen, als ſich in eine Liebſchaft einlaſſen ſollte. Was ihr Gemahl über ſeine Achtung für Offenherzigkeit bey Gelegenheit der Frau von Tournon geſagt hatte, kam ihr in das Gedächtniß zurück, und es däuchte ihr, daß ſie ihm von ihrer Neigung zu dem Herzoge ſagen müßte. Dieſer Gedanke beſchäftigte ſie lange, und endlich erſtaunte ſie, wie ſie ihn hätte faſſen können, fand Unbeſonnenheit und Thorheit darin, und fiel in ihre vorige peinliche Unſchlüſſigkeit zurück.

Einige Tage nachher hielt der König ein Ballſpiel mit dem Herzog von Nemours, dem Chevalier von Guiſe und dem Vidame von Chartres. Die Königinnen und eine Menge Damen, worunter auch die Prinzeſſinn von Cleves war, ſahen zu. Als es zu Ende war, näherte ſich Chatelart der Königinn Dauphine, und ſagte

ihr, daß ihm der Zufall einen Brief in die Hände gespielt, den der Herzog von Nemours hätte aus der Tasche fallen lassen. Die Königinn war auf alles, was den Herzog betraf, immer sehr neugierig, und sie ließ sich den Brief von Chatelart geben. Sie steckte ihn ein, und folgte der Königinn, die mit dem Könige die Schranken besehen wollte, die er zu einem zu gebenden Tournier errichten ließ. Als man eine Weile dort gewesen war, ließ der König einige Pferde vorführen, die er vor kurzem hatte kommen lassen. Ob sie gleich noch nicht zugeritten waren, wollt' er sie doch besteigen, und ließ jedem Herrn aus seinem Gefolge eins geben. Der König und der Herzog ritten die wildesten. Die Pferde wollten gegen einander. Da der Herzog fürchtete, dem Könige wehe zu thun, so prellte er plötzlich zurück, und gegen einen Pfeiler, mit solcher Gewalt, daß ihn der Stoß aus dem Sattel warf. Man eilte herzu, und glaubte, daß er Schaden genommen hätte. Die Prinzessinn von Cleves fürchtete dieß mehr, als alle übrige. Ihre Theilnehmung ging in eine Beklemmung und Unruhe über, die sie nicht zu verbergen bedachte: sie näherte sich ihm mit den Königinnen, und ihre Farbe war so verändert, daß ein Mann, der weniger dabey verwickelt gewesen, als der Chevalier von Guise, es bemerkt haben würde. Auch bemerkte er es ohne Mühe, und der

Zuſtand der Prinzeſſinn von Cleves beſchäftigte ihn angelegentlicher, als der Zuſtand des Herzogs von Nemours. Der Stoß hatte dieſen ſo betäubt, daß er eine Zeit mit hangendem Haupte in den Armen derer liegen blieb, die ihn aufgehoben hatten. Als er die Augen wieder aufſchlug, both ſich ihm ſogleich die Prinzeſſinn von Cleves dar. Er las in ihrem Geſichte, daß ſie Mitleid für ihn fühlte, und er ſah ſie mit Blicken an, die ihr ſeine Rührung und Dankbarkeit kund gaben.

Als ſich die Prinzeſſinn von dem erſten Schrecken erhohlt hatte, bedachte ſie, unter welchen Zeichen ſie daſſelbe kund gegeben hatte. Der Chevalier von Guiſe ließ ihr die Hoffnung nicht lange, daß es niemand bemerkt hätte. Als er ihr den Arm both, um ſie aus den Schranken zu führen, ſagte er zu ihr: Madame, ich bin mehr zu beklagen, als der Herzog von Nemours. Verzeihen Sie mir, wenn ich die tiefe Ehrfurcht, die ich immer für Sie gefühlt habe, bey Seite ſetze, und wenn ich Ihnen ſage, wie unendlich mich das ſchmerzt, was ich bemerkt habe. Es iſt das erſtemahl, daß ich ſo kühn bin, zu ſprechen, und es wird das letztemahl ſeyn. Tod oder ewige Entfernung werden mich einem Ort entreiſſen, wo ich nicht mehr leben kann, weil ich nun den traurigen Troſt verloren habe, daß alle übrige, die

es wagen, den Blick zu Ihnen zu erheben, auch ſo unglücklich ſind als ich."

Die Prinzeſſinn ſagte einige ſchlecht zuſammenhängende Worte darauf, als ob ſie nicht verſtanden hätte, was der Chevalier hätte ſagen wollen. Zu einer andern Zeit würde ſie ſein Geſtändniß beleidigt haben; aber jetzt war ſie von der Betrübniß übermannt, daß er ihre Gefühle für den Herzog bemerkt hatte. Der Chevalier glaubte in dieſem Punct ſeiner Sache ſo gewiß zu ſeyn, daß er allen ſeinen Planen auf die Gegenliebe der Prinzeſſinn zu entſagen beſchloß. Um aber dieſe, die ihm ſchwer und ſo ruhmvoll geſchienen hatten, aufzugeben, bedurft' es anderer, deren Glanz und Größe ihn anziehen konnten. Er ſetzte ſich vor, Rhodus zu erobern; und als ihn der Tod in der Blüthe der Jugend dahin raffte, als er den Ruhm eines der größten Helden ſeines Zeitalters errungen hatte, bedauerte er das einzige nur, daß er dieſen herrlichen Plan, deſſen Ausführung er durch unermüdlichen Eifer gewiß gemacht zu haben glaubte, nicht hatte ausführen können.

Die Prinzeſſinn verfügte ſich aus den Schranken zur Königinn, immer noch mit dem, was vorgefallen war, lebhaft beſchäftigt. Der Herzog von Nemours erſchien kurz nachher prächtig gekleidet, und als ob ihm nichts gefehlt hätte. Seine Laune ſchien ſogar noch heiterer, als ſonſt, und die Freude über das, was er be-

merkt zu haben glaubte, gab ihm eine Art von feinem Muthwillen, die ihn unbeschreiblich angenehm machte. Man war allgemein überrascht, als er sich zeigte; und alles war um ihn her, und fragte ihn, wie er sich befände. Die Prinzessinn allein blieb am Kamine, und that, als ob sie ihn nicht sähe. Der König kam aus einem Cabinette, und als er den Herzog unter den übrigen bemerkte, rief er ihn zu sich, um mit ihm über seinen Sturz zu sprechen. Der Herzog ging vor der Prinzessinn vorbey, und sagte leise zu ihr: „Ich habe heute Regungen Ihres Mitleids gesehen, Madame, aber nicht gerade dieses Mitleids bin ich am würdigsten.“ — Die Prinzessinn hatte wohl vermuthet, daß der Herzog ihre Aengstlichkeit um ihn bemerkt hätte, und diese Aeußerung ließ ihr vollends keinen Zweifel darüber. Es schmerzte sie empfindlich, sich ihrer Gefühle nicht mehr Meisterinn zu wissen, und sie auch dem Chevalier von Guise verrathen zu haben. Daß sie der Herzog von Nemours wußte, schmerzte sie wohl auch; aber nicht so drückend, und nicht ohne ein sanftes beruhigendes Gefühl.

Die Königinn Dauphine, die sehr neugierig war, zu wissen, was in dem Briefe stände, den ihr Chatelart gegeben hatte, kam zur Prinzessinn von Cleves, gab ihr denselben, und sagte: Lesen Sie diesen Brief, er ist an den Herzog von Nemours geschrieben, allem Anschein

nach von eben Der, für die er alle Uebrige aufgegeben hat. Wenn Sie ihn nicht gleich lesen können, so heben Sie ihn auf, und geben Sie ihn mir den Abend beym Coucher wieder, sagen mir auch, ob Sie die Hand kennen." — Mit diesen Worten entfernte sie sich, und ließ die Prinzessinn so erstaunt und betroffen zurück, daß sie lange ihren Platz nicht verlassen konnte. Ungeduld und Verlegenheit duldeten sie nicht länger bey der Königinn, und sie ging nach Hause, ob es gleich ihre gewöhnliche Stunde nicht war. Sie hielt den Brief in zitternder Hand. Ihre Gedanken durchkreuzten einander, und ein unerträglicher Schmerz, dessen Wesen sie nicht kannte, und den sie nie empfunden hatte, behielt die Oberhand. Sobald sie in ihrem Cabinet war, riß sie den Brief auf, und las folgendes darin:

„Ich habe Sie zu sehr geliebt, als daß Sie „glauben können, die Veränderung, die Sie „an mir bemerken, sey Wirkung meines Leichtsinns: ich will Ihnen zeigen, daß sie die „Wirkung Ihrer Treulosigkeit ist. Es wird „Sie überraschen, daß ich von Ihrer Treu„losigkeit spreche. Sie haben sie mir so ge„schickt verborgen, und ich habe mir so viel „Mühe gegeben, Ihnen geheim zu halten, „daß ich darum weiß, daß Sie mit Recht „darüber erstaunen müssen. Ich begreife selbst „nicht, wie ich es habe geheim halten kön-

„nen. Nie muß es einen peinlichern Schmerz
„als meinen gegeben haben. Ich glaubte,
„Sie liebten mich mit Wärme und Wahr-
„heit, und ich barg Ihnen nicht länger, wie
„ich Sie liebte. Aber zu eben der Zeit, da
„ich Ihnen dieß ganz zeigte, erfahre ich, daß
„Sie mich hintergehen, daß Sie eine andere
„lieben, daß Sie mich dieser neuen Liebschaft
„wahrscheinlich aufopfern würden. Ich er-
„fuhr es an dem Tage, wo das Ringelren-
„nen war, und deßhalb erschien ich nicht bey
„demselben. Ich stellte mich krank, um die
„Zerrüttung meines Herzens zu verbergen;
„aber ich ward es bald wirklich. Als ich
„besser wurde, stellte ich mich immer noch sehr
„krank, um einen Vorwand zu haben, Sie
„nicht zu sehen und Ihnen nicht zu schreiben.
„Ich wollte Zeit gewinnen, zu überlegen,
„wie ich mich mit Ihnen nehmen sollte. Ich
„wählte, und verwarf hundert Plane; aber
„endlich fand ich Sie nicht werth, daß Sie
„um meinen Schmerz wüßten, und ich be-
„schloß, Ihnen denselben nicht kund zu geben.
„Ich wollte Ihren Stolz beleidigen, dadurch,
„daß ich Sie bemerken ließ, meine Liebe zu
„Ihnen erkaltete von selbst. Ich glaubte da-
„durch zu bewirken, daß Sie weniger Werth
„auf meine Aufopferung legen könnten; ich
„wollte Ihnen nicht die Freude machen, zei-
„gen zu können, wie sehr ich Sie liebte, um

„da-

„dadurch deſto liebenswerther zu werden. Ich „beſchloß, Ihnen leere und langweilige Brie„fe zu ſchreiben, um dadurch Der, welcher „Sie dieſelben gaben, die Vermuthung zu „erwecken, daß Sie nicht mehr geliebt wür„den; ich wollte ihr nicht die Freude machen, „zu ſehen, daß ich ihren Triumph über mich „wüßte, und wollte dieſen Triumph nicht durch „meine Klagen und Vorwürfe glänzender ma„chen. Ich glaubte, Sie nicht genug zu „ſtrafen, und Ihnen nur einen ganz leichten „Unmuth zu erwecken, wenn ich mit Ihnen „zu einer Zeit bräche, wo Sie mich nicht „mehr liebten. Ich fand, daß Sie mich lie„ben müßten, um den Schmerz, nicht geliebt „zu ſeyn, der mich ſo peinlich drückte, recht „zu fühlen. Ich dachte, wenn irgend etwas „Ihre vorigen Gefühle für mich wieder an„flammen könnte, ſo wäre es dieß, daß Ih„nen die meinigen zu erkalten ſchienen, und „daß ich Ihnen dieß zeigte, mit dem Beſtre„ben, es zu verbergen, gleichſam als ob ich „nicht Muth und Kraft genug hätte, es Ih„nen zu geſtehen. Bey dieſem Entſchluß blieb „ich ſtehen, aber wie ſchwer ward es mir, „wenn ich Sie wieder ſahe! Hundertmahl war „ich im Begriff, mit Thränen und Vorwür„fen herauszubrechen. Meine Unpäßlichkeit „machte es mir möglich, Ihnen meine Unru„he und Betrübniß zu verbergen. Das Ver-

„gnügen gab mir endlich Kraft, daß ich mich „gegen Sie so verstellen konnte, wie Sie sich „gegen mich verstellten; und ich that mir solch „eine Gewalt an, Ihnen so oft zu sagen und „zu schreiben, ich liebte Sie, daß Sie es „endlich für ein Zeichen meiner veränderten „Gefühle für Sie halten mußten. Dieß be„leidigte Sie, und Sie beklagten sich. Ich „suchte Sie zu beruhigen; aber dieß geschah „so gezwungen, daß Sie sich desto fester über„zeugten, ich liebte Sie nicht mehr. Genug, „ich that alles, was ich mir zu thun vorge„nommen hatte. Durch einen Eigensinn Ih„res Herzens kamen Sie in eben dem Ver„hältnisse zu mir zurück, als ich mich von „Ihnen entfernte. Ich hatte den ganzen Ge„nuß der vollständigsten Rache. Es schien „mir, daß Sie mich flammender als je lieb„ten, und ich ließ Sie merken, daß ich Sie „nicht mehr liebte. Ich hatte Grund zu „glauben, daß Sie Die ganz aufgegeben hät„ten, deretwegen Sie mich verlassen hatten. „Auch hatte ich Ursachen, mich zu überzeu„gen, daß Sie nie mit ihr von mir gespro„chen hätten; aber Ihre neu erwachte Liebe „so wenig als Ihre Verschwiegenheit konnten „Ihre Flatterhaftigkeit gut machen. Ihr „Herz war zwischen mir und einer andern ge„theilt, Sie haben mich betrogen: das ist „genug, um mir die Freude zu rauben, von

„Ihnen geliebt zu seyn, wie ich es zu ver„dienen glaubte, und den Entschluß, Sie nie „wieder zu sehen, der Sie sehr überraschen „wird, unerschütterlich in mir zu erhalten.“

Die Prinzessinn las diesen Brief, und las ihn wieder, ohne zu wissen, was sie gelesen hatte: sie sah bloß daraus, daß der Herzog nicht so liebte, wie sie geglaubt hatte, und daß er Andere liebte, die er wie sie betrog. Welch eine Entdeckung für ihr Herz, das einer heftigen Leidenschaft voll war, und das dieselbe zwey Männer hatte merken lassen, wovon der eine ihrer unwerth schien, und der andere diesem zu Liebe von ihr war gemißhandelt worden. Nie muß ein Schmerz so quälend und empfindlich gewesen seyn. Es schien ihr, als ob er es dadurch so sehr würde, daß der Herzog gerade diesen Tag Winke von Gegenliebe bekommen hätte: wäre dieß nicht gewesen, so würde es ihr, wie sie glaubte, gleichgültig geblieben seyn, ob er eine andere liebte oder nicht. Aber sie irrte sich in sich selbst. Der Schmerz, der ihr unerträglich däuchte, war Eifersucht mit dem Gefolge ihrer gewöhnlichen Qualen. Sie sah aus diesem Briefe, daß der Herzog seit lange eine Liebschaft unterhielte; sie fand, daß die Schreiberinn des Briefes, Verstand und Vorzüge hätte; sie schien ihr werth, geliebt zu werden; sie sah an ihr mehr Muth, als sie sich selbst zutrauete, und sie beneidete sie über die Entschlos-

ſenheit und Kraft, womit ſie dem Herzog ihre wahren Gefühle verborgen gehalten hätte. Sie ſah aus dem Schluſſe des Briefes, daß ſich dieſe andere geliebt geglaubt hatte, und es fiel ihr ein, ob die Behutſamkeit und Verſchwiegenheit, die der Herzog gezeigt, und die ihr ſo ſehr gefallen hatten, nicht vielleicht bloße Folge der Liebe geweſen wäre, die er für jene empfand, und der er zu mißfallen fürchtete. Genug, alles fiel ihr ein, was ihren Unmuth vermehren konnte. Mit einem ſchmerzlichen Gefühle ging ſie in ſich zurück, dachte ſie an den Rath ihrer ſterbenden Mutter, bereuete ſie es, daß ſie ſich nicht hartnäckig dem Umgange mit der Welt entzogen, oder daß ſie ihren Gemahl, der ſich dem widerſetzte, ihre Neigung zum Herzog, wie ſie erſt wollte, nicht entdeckt hatte. Sie fand, daß es beſſer gethan geweſen wäre, ſie einem Gemahl kund zu geben, deſſen edles Herz ſie kannte, und deſſen Intereſſe es war, ſie geheim zu halten, als einem Manne, der derſelben unwerth war, der ſie betrog, der ſie vielleicht aufopferte, und der nur aus einem Zuge von Eitelkeit oder Stolz ſich um ihre Liebe bewürbe. Sie fand endlich, daß alle Uebel, die ihr begegnen, alle gewaltſamen Mittel, die ihr zu ergreifen übrig bleiben könnten, nicht ſo quälend wären, als der Umſtand, daß ſie den Herzog in ihr Herz blicken laſſen, und daß ſie durch jenen Brief in das ſeinige geblickt hatte. Die

einzige Beruhigung, die ihr übrig blieb, war die, daß sie seit dieser Entdeckung sich selbst nicht mehr zu fürchten hätte, und daß sie von ihrem Hange für den Herzog ganz geheilt seyn würde.

Sie dachte nicht mehr daran, daß die Königinn Dauphine sie beym Coucher sehen und sprechen wollte. Sie legte sich nieder, und gab Unpäßlichkeit vor. Als ihr Gemahl von dem Könige zurück kam, sagte man ihm, sie schliefe schon; aber die ruhige Stimmung, die der Schlummer herbeyführt, war weit von ihr entfernt. Sie brachte die ganze Nacht damit zu; daß sie wechselsweise weinte, und den Brief las, den sie nicht aus der Hand gelegt hatte.

Die Prinzessinn von Cleves war nicht die einzige Person, deren Ruhe dieser Brief störte. Der Vidame von Chartres, der ihn verloren hatte (denn der Herzog von Nemours hatte ihn nicht verloren) war in der äußersten Verlegenheit darüber. Er hatte den ganzen Abend bey dem Herzog von Guise zugebracht, der dem Herzog von Ferrara und allen jungen Herren des Hofes ein großes Souper gegeben hatte. Man sprach unter andern bey Tische von artigen Briefen. Der Vidame sagte, daß er einen bey sich hätte, der artiger wäre, als je einer sey geschrieben worden. Man drang darauf, daß er ihn zeigen sollte; er machte Schwierigkeiten. Der Herzog von Nemours behauptete, er hätte keinen, und sprüche nur aus Eitel-

keit davon. Der Vidame erwiederte, daß er seine Verschwiegenheit sehr ins Gedränge brächte, daß er aber den Brief doch nicht zeigen würde; nur einige Stellen wollte er daraus vorlesen, die beweisen würden, daß wenige Männer dergleichen bekämen. Er wollte den Brief hervorhohlen, fand ihn aber nicht. Er suchte ihn vergebens, man zog ihn auf; aber er schien so unruhig, daß man davon abbrach. Er entfernte sich früher, als die übrigen, und kam voll Aengstlichkeit nach Hause, um zu sehen, ob der Brief nicht hier wäre. Er war noch im Suchen begriffen, als der erste Kammerdiener der Königinn erschien, und ihm sagte, daß die Gräfinn von Usez für nöthig gehalten hätte, ihn eiligst wissen zu lassen, daß man bey der Königinn von einem gewissen Briefe gesprochen, den er bey der Ballpartie aus der Tasche fallen lassen: daß man einen großen Theil des Briefes bey ihr hergesagt; daß die Königinn große Neugier gezeigt, ihn zu sehen, daß sie nach demselben zu einem ihrer Kammerjunker geschickt, daß dieser aber gesagt hätte, der Herr von Chatelart hätte ihn aus seinen Händen empfangen und noch nicht zurückgegeben.

Der Kammerdiener setzte noch einige andere Umstände hinzu, die den Vidame in die äußerste Verlegenheit stürzten. Er eilte zu einem Kammerjunker, der ein vertrauter Freund des Herrn von Chatelart war, ließ ihn aufwecken,

und ihn bitten, den Brief von jenem zu fordern, doch ohne zu sagen, wer ihn verlangte, und wer ihn verloren hätte. Chatelart, der sich fest einbildete, der Brief gehörte dem Herzog von Nemours, und dieser sey in die Königinn Dauphine verliebt, glaubte gewiß zu wissen, daß er es sey, der ihn zurückfordern ließe, und er antwortete mit einer boshaften Freude, er hätte den Brief in den Händen der Königinn Dauphine gelassen. Der Kammerjunker brachte diese Antwort dem Vidame: sie vergrößerte seine Unruhe, und gab ihm Ursache zu neuen Besorgnissen. Als er lange unschlüßig hin und her gegrübelt hatte, überzeugte er sich, daß niemand als der Herzog von Nemours ihn aus dieser Verlegenheit reissen könnte.

Er ging zu ihm, und trat in sein Zimmer, als der Tag noch kaum grauete. Er schlief sehr ruhig. Was er den Tag an der Prinzessinn von Cleves entdeckt hatte, war ein süßer Rausch für ihn gewesen. Er war erstaunt, als er sich von dem Vidame aufgeweckt sahe, und er fragte ihn, ob er das aus Rache dafür thäte, daß er beym Souper gewisse Zweifel geäußert hätte; aber er las bald in dem Gesichte des Vidame, daß eine sehr ernsthafte Sache ihn zu ihm führte.

„Ich muß Ihnen," hub dieser an: „eine Halssache anvertrauen. Ich weiß wohl, daß Sie mir für dieß Vertrauen keinen großen Dank schuldig werden, weil ich es in der Noth

zeige; aber ich weiß auch, daß ich bey Ihnen verloren haben würde, wenn ich Ihnen gesagt hätte, was ich Ihnen jetzt zu sagen gezwungen bin. Ich habe den Brief verloren, von dem ich beym Souper sprach, und es liegt mir unendlich daran, daß niemand erfährt, daß er an mich geschrieben ist. Gestern beym Ballspiel haben ihn eine Menge Leute gesehen. Sie waren auch dort, und ich beschwöre Sie, sagen Sie, daß Sie ihn verloren haben." —

Sie scheinen zu glauben, unterbrach ihn der Herzog lächelnd: daß ich keine Geliebte habe, sonst würden Sie mir nicht zumuthen, mich mit ihr zu überwerfen, wenn ich mir den Brief zueigne, und sie auf den Gedanken bringe, daß ich ähnliche mehr bekomme. —

„Ich beschwöre Sie, hören Sie mich ernsthaft an:" sagte der Vidame: „Wenn Sie eine Geliebte haben, und ich glaube, daß Sie eine haben, wenn ich sie auch nicht kenne; so wird es Ihnen leicht seyn, sich zu rechtfertigen, und ich werde Ihnen sehr wirksame Mittel dazu an die Hand geben. Wenn Sie sich nicht bey ihr rechtfertigen können, so gebe es höchstens einen Zwist von einigen Minuten; aber ich, ich würde dadurch einem Weibe unauslöschliche Schande machen, die mich einmal sehr lieb hatte, und die allgemeine Achtung verdient; und auf der andern Seite würde ich mir einen schweren Haß zuziehen, der mir vielleicht mein gegenwärtiges

und künftiges Glück, und wohl gar noch etwas mehr koſten könnte."

Ich verſtehe nicht, was Sie ſagen wollen, unterbrach ihn der Herzog: aber Sie geben mir einen Wink, woraus ich ſchließe, daß das Gerücht nicht ganz lügenhaft iſt, wenn es ſagt, daß eine große Fürſtinn Sie mit gefälligen Augen anſehe.

„Das iſt es auch nicht," verſetzte der Vidame: „aber wollte der Himmel, daß es anders wäre: ich wäre dann meiner jetzigen Verlegenheit entübrigt. Aber ich muß Ihnen den ganzen Hergang erzählen, damit Sie ſehen, wie große Urſache ich zu fürchten habe:"

„Die Königinn Catharine iſt mir, ſeitdem ich bey Hofe bin: beſtändig mit großer Güte und Herablaſſung begegnet, und ich hatte Grund zu glauben, daß ſie einen Zug von Gütigkeit für mich fühlte; aber nie fand ein beſonderes Verhältniß unter uns Statt, und ich hatte nie daran gedacht, etwas anders als Ehrfurcht für ſie zu fühlen. Ich war ſogar ſehr lebhaft in die Frau von Themines verliebt. Wenn man ſie kennt, ſo befremdet es nicht, daß man eine heftige Liebe für ſie faſſen kann, ſo bald man von ihr wieder geliebt wird. Das war ich. Es ſind ungefähr zwey Jahre, als ich, während ſich der Hof zu Fontainebleau aufhielt, zwey oder drey Unterredungen mit der Königinn zu einer Zeit hatte, wo wenig Leute um ſie waren.

Meine Unterhaltung ſchien ihr zu gefallen, und ſie war immer gleicher Meinung mit mir. Einmahl unter andern fiel das Geſpräch auf Vertrauen und Mißtrauen. Ich äußerte, daß ich auf niemand unbedingtes Vertrauen ſetzte, daß man es faſt beſtändig bereuete, es jemand geſchenkt zu haben, und daß ich eine Menge Dinge wüßte, wovon ich nie geſprochen hätte. Die Königinn ſagte, ſie ſchätzte mich darum deſto mehr, ſie hätte noch niemand in Frankreich gefunden, der ein Geheimniß verwahren könnte, und dieß hätte ſie unendlich beunruhigt, weil ſie die Freude entbehren müſſen, jemand ihr Vertrauen zu ſchenken. Man wäre doch eines theilnehmenden Verſtandes und Herzens ſo bedürftig, beſonders wären es Perſonen ihres Ranges. Die folgenden Tage nahm ſie dieſe Converſation immer wieder auf, und ſie ließ mich ſogar eine Menge ſehr beſonderer Umſtände wiſſen. Endlich kam es mir vor, als ob ſie meine Geheimniſſe wiſſen, und mir ihre anvertrauen wollte. Dieſe Vorſtellung zog mich an ſie, es freute mich, daß ſie mich auszeichnete, und ich war angelegentlicher und öfter um ſie, als vorher. Eines Abends, als der König und die Damen einen Spazierritt in das Gehölze machten, den ſie nicht mitmachen wollte, weil ſie ſich nicht ganz wohl befand, blieb ich bey ihr, ſie ging in den Garten hinunter, und entzog ihrem Kammerherrn den Arm, um deſto freyer gehen zu können.

Nachdem sie einige Alleen durchwandert hatte, näherte sie sich mir, und befahl mir, mit ihr zu gehen. „Ich habe Ihnen etwas zu sagen," hub sie an: „und Sie werden daraus sehen, daß ich Ihre Freundinn bin." — Bey diesen Worten stand sie still, und sah mich fest an. „Sie sind verliebt," fuhr sie fort: „und weil Sie vielleicht niemand davon etwas sagen, so glauben Sie, daß man nichts davon weiß; aber es ist bekannt, und selbst Personen, die es nahe angeht. Man beobachtet Sie, man weiß, wo Sie Ihre Geliebte sehen, und man hat vor Sie zu überraschen. Ich weiß nicht, wer Ihre Geliebte ist, Sie sollen es mir auch nicht sagen, ich will Sie bloß vor dem Unglücke warnen, das Ihnen bevorsteht."

„Bemerken Sie," fuhr der Vidame zum Herzog fort: „was sie mir für eine Schlinge legte, und wie schwer es war, sie zu vermeiden? Sie wollte wissen, ob ich eine Liebschaft hätte. Dadurch, daß sie meine Geliebte nicht wissen wollte, und daß sie sich den Schein gab, als ob sie mich verbinden wollte, nahm sie mir die Vorstellung, daß sie aus Neugierde oder mit Plan zu mir spräche."

„Indessen kam ich Trotz diesem künstlichen Benehmen hinter die Wahrheit. Ich war in die Frau von Themines verliebt; aber wenn ich auch ihre Gegenliebe hatte, war ich doch nicht so glücklich, geheime Zusammenkünfte mit ihr zu

haben, mithin hatte ich keine Gefahr zu fürchten, und ſie war es mithin nicht, welche die Königinn gemeint hatte. Ich hatte wohl auch eine andere Liebſchaft mit einem andern, weniger ſchönen und ſtrengen Weibe, und es war nicht unmöglich, daß man den Ort unſerer Zuſammenkünfte entdeckt hätte; aber da ſie mir nicht nahe am Herzen lag, ſo war es ſehr leicht, allen Verdrüßlichkeiten zu entgehen, wenn ich nicht mehr zu ihr ging. Alſo geſtand ich der Königinn nichts, verſicherte ihr vielmehr, daß ich es ſchon ſeit lange aufgegeben hätte, die Liebe von Weibern zu gewinnen, die ſie mir vielleicht geben könnten, weil ich gefunden hätte, daß ſie faſt alle nicht verdienten, einen rechtlichen Mann anzuziehen, und daß nur etwas, das weit über ſie erhaben wäre, mich hinreiſſen könnte."

„Sie ſind nicht aufrichtig," erwiederte die Königinn darauf. „Ich weiß das Gegentheil von dem, was Sie ſagen. Die Art, wie ich mit Ihnen ſpreche, muß Sie vermögen, mir nichts zu verſchweigen. Ich will Sie unter die Zahl meiner Freunde wiſſen," fuhr ſie fort: „aber mir dürfen Ihre Verbindungen nicht unbekannt bleiben, wenn ich Ihnen dieſe Stelle geben ſoll. Ueberlegen Sie, ob Ihnen dieſelbe um dieß Geſtändniß zu theuer iſt. Ich gebe Ihnen zwey Tage dazu. Ueberdenken Sie reiflich Ihre Antwort, und vergeſſen Sie nicht, daß ich

es Ihnen nie verzeihen werde, wenn Sie mich betrügen."

„Somit verließ sie mich, ohne meine Antwort zu erwarten. Sie können denken, wie mir ihre Aeußerungen den Kopf einnahmen. Zwey Tage Bedenkzeit schienen mir nicht zu viel, einen Entschluß zu nehmen. Ich sah, daß Sie wissen wollte, ob ich eine Liebschaft hätte, und daß sie nicht wünschte, daß ich eine hätte. Die wichtigen Folgen dieser Unternehmung lagen mir vor Augen; meine Eitelkeit war durch eine nähere Verbindung mit einer Königinn nicht wenig geschmeichelt, und einer Königinn, die noch sehr schön und sehr liebenswürdig ist. Auf der andern Seite stand meine Liebe zur Frau von Themines. Wenn ich auch eine Art von Untreue durch den Umgang mit jener Andern an ihr beging, könnt' ich mich doch nicht entschließen, mit ihr zu brechen. Wiederum war mir die Gefahr sehr gegenwärtig, der ich mich aussetzte, wenn ich die Königinn betröge, die so schwer zu betrügen ist. Dennoch konnt' ich mich nicht entschließen, fortzustoßen, was das Glück mir hinlegte, und ich nahm Glück oder Unglück, was aus meinem Benehmen entstehen könnte, hartnäckig auf mich. Ich brach mit Der, bey der man mich überraschen konnte, und hoffte, daß man mich mit der Frau von Themines nicht überraschen würde."

„Als ich nach Verlauf der zwey Tage bey der Königinn in den Saal trat, wo Zirkel war, sagte sie mit einem strengen Wesen, das mich befremdete, ganz laut zu mir:" „Haben Sie über das gedacht, was ich Ihnen aufgetragen habe, und wissen Sie die Wahrheit davon?" — „Ja," erwiederte ich: „und es ist so, wie ich Ew. Maj. gesagt habe." — „Kommen Sie diesen Abend, wenn ich mit meinem Secretair arbeite," erwiederte sie: „so sollen Sie meine weitere Aufträge wissen." — Ich machte eine tiefe Verbeugung und versäumte nicht, mich den Abend einzufinden."

„Ich fand sie in der Gallerie mit ihrem Secretair und einigen ihrer Damen. Sobald sie mich sah, kam sie auf mich zu, und führte mich nach dem andern Ende der Gallerie." „Haben Sie sich bedacht," hub sie an: „und haben Sie mir nichts weiter zu sagen? Verdient mein Benehmen mit Ihnen nicht Aufrichtigkeit?" — Eben weil ich mit Ew. Maj. aufrichtig gesprochen habe, erwiederte ich: kann ich Ihnen weiter nichts sagen, und ich betheure Ew. Maj. mit der Ehrfurcht, die ich Ihnen schuldig bin, daß ich mit keiner Dame bey Hofe in einer nähern Beziehung stehe. — „Ich will es glauben," erwiederte sie: „weil ich es wünsche, und ich wünsch' es, weil ich gern möchte, daß Sie ganz auf meiner Seite ständen, was nicht seyn könnte, wenn Sie eine Liebschaft hätten.

Man kann ſich auf Verliebte und ihre Verſchwiegenheit nie verlaſſen. Sie ſind immer zerſtreut und getheilt, und ihre Geliebte geht überall voraus; das paßt nicht zu der Art von Beziehung, worin Sie mit mir ſtehen ſollen. Vergeſſen Sie nicht, daß ich Ihnen auf Ihr Wort, daß Sie von jeder Verbindung frey ſind, mein ganzes Vertrauen bewilligt habe; vergeſſen Sie nicht, daß ich Ihr Vertrauen ganz haben will, daß ich verlange, Sie ſollen weder Freund noch Freundinn haben, als die ich will, Sie ſollen kein anders Geſchäft und keinen andern Eifer haben, als meine Zufriedenheit zu verdienen. Den Eifer für Ihr Glück behalt' ich mir vor, und ich denke es mit mehr Sorgfalt zu bauen, als Sie ſelbſt. Belohnt dafür bin ich genug, wenn ich Sie ſo für mich finde, wie ich es hoffe." — Ich konnte mich nicht enthalten, bey dieſen Worten ein wenig zu zittern; aber der Genuß, den meine Eigenliebe darin fand, machte mich ſtark. — „Ich habe Sie gewählt," fuhr ſie fort: „um Ihnen meinen Kummer zu vertrauen, um Linderung deſſelben in Ihrer Theilnehmung zu finden. Sie können denken, daß er nicht gering iſt. Dem Scheine nach macht mir die Neigung des Königs zur Herzoginn von Valentinois wenig Schmerz; aber ſie iſt mir unerträglich. Sie beherrſcht, betrügt, verachtet ihn. Alle meine Leute gehören ihr. Die Königinn Dau-

phine ist stolz auf ihre Schönheit und den Einfluß ihrer Onkel, und vergißt ihre Pflichten gegen mich. Der Connetable von Montmorency ist Herr des Königs und des Königreichs, haßt mich, und hat mir seinen Haß so laut gezeigt, daß ich es ihm nicht vergessen kann. Der Marschall von Saint-Andre ist ein übermüthiger Günstling, und behandelt mich nicht besser. Eine Zergliederung meiner ganzen unglücklichen Tage würde Ihnen Mitleid erwecken. Bis jetzt habe ich noch nicht gewagt, irgend jemand mein Herz zu öffnen. Ihnen vertraue ich mich ganz, lassen Sie es mich nicht bereuen; von Ihnen allein erwarte ich Theilnehmung und Trost."

„Die Augen gingen ihr bey diesen Worten über, und ich glaubte ihr zu Füßen stürzen zu müssen, so lebhaft war ich von ihrer Güte gerührt. Von diesem Tage an setzte sie unumschränktes Vertrauen auf mich. Sie that nichts, ohne mich darum wissen zu lassen, und in diesem Verhältnisse steh' ich noch mit ihr."

Drittes Buch.

„Aber so lebhaft ich auch mit dieser neuen Verbindung beschäftigt war," fuhr der Vidame fort: „konnte ich doch die Frau von Themines nicht vergessen, für welche ich eine unwiderstehliche, herzliche Neigung fühlte. Es schien mir,

mir, als ob sie mich nicht mehr so liebte, wie sonst, und statt daß ich diese Veränderung, wenn ich klug gewesen wäre, als ein Gegenmittel meiner Liebe hätte nehmen sollen, gebrauchte es meine Eigenliebe, um sie stärker anzuflammen, und ich benahm mich so unvorsichtig, daß die Königinn von dieser Verbindung Winke bekam. Die Eifersucht ist in ihrem Vaterlande heftiger, als bey uns, und vielleicht sind ihre Gefühle für mich stärker, als sie geglaubt hat. Das Gerücht von meiner Liebschaft beunruhigte und verdroß sie unbeschreiblich, und ich glaubte mich tausendmahl bey ihr verloren. Ich beruhigte sie endlich durch Aufmerksamkeit, Unterwerfung und Betheurungen; aber ich hätte sie nicht lange betrügen können, wenn mich nicht das laue Wesen der Frau von Themines wider Willen von ihr entfernt hätte. Diese ließ mich merken, daß sie mich nicht mehr liebte, und ich war so fest überzeugt davon, daß ich sie nicht länger mit Vorwürfen quälen konnte, und sie in Ruhe lassen mußte. Einige Zeit nachher schrieb sie mir den verloren gegangenen Brief. Ich sah daraus, daß sie meine Liebschaft mit der Andern, von der ich Ihnen gesagt habe, erfahren, und mir deßhalb ihre Liebe entzogen hatte. Da mich jetzt nichts mehr theilte, war die Königinn zufrieden genug mit mir; da aber

meine Gefühle für sie nicht von der Art sind, daß sie jede andere Verbindung ausschlössen, und weil man seines Hanges nicht immer Meister ist: so fühlte ich mich an die Frau von Martigues gezogen, die mir schon nicht gleichgültig war, da sie noch als Ville-Montais Kammerdame der Königinn Dauphine war. Ich habe Grund zu glauben, daß sie mich nicht haßt: meine Vorsicht und Verschwiegenheit, deren Beziehung sie aber nicht ganz weiß, gefallen ihr. Die Königinn hat nicht den mindesten Argwohn auf sie; aber sie nährt einen andern, der nicht weniger schlimm ist. Weil die Frau von Martigues beständig bey der Königinn Dauphine ist, so komm ich auch öfter als gewöhnlich zu ihr. Die Königinn glaubt, daß ich in diese verliebt sey. Der Rang der Königinn Dauphine, der ihrem nichts nachgibt, und die Jugend und Schönheit, die sie vor ihr voraus hat, nähren eine Eifersucht bey ihr, die bis zur Wuth geht, und einen Haß, den sie kaum mehr verbergen kann. Der Cardinal von Lothringen, der mir schon seit lange nach der Gunst der Königinn zu ringen scheint, und der wohl sieht, daß meine Stelle bey ihr ihm hindert, näher zu treten, hat sich in die Uneinigkeiten gemischt, die unter beyden herrschen. Ich zweifle nicht, daß er den wahren Grund von der Erbitterung der Königinn ahndet, und ich glaube, daß er mir nicht die besten Dienste

bey ihr leiſtet, ohne ſich den Schein davon zu geben."

„So ſtehen die Sachen in dieſer Minute. Ueberlegen Sie, was der verlorne Brief für Folgen nach ſich ziehen kann. Das Unglück hat gewollt, daß ich ihn zu mir ſteckte, um ihn der Frau von Themines wieder zu geben. Wenn die Königinn ihn ſieht, entdeckt ſie, daß ich ſie betrogen habe, und daß ich faſt zu eben der Zeit, wo ich ſie betrog, auch die Frau von Themines mit einer dritten und dieſe dritte mit den beyden erſtern betrog. Was für eine Idee kann ſie dadurch von mir bekommen? Und wird ſie mir je wieder ein Wort glauben können? Sieht ſie ihn nicht, was ſoll ich ihr ſagen? Sie weiß, daß man ihn in den Händen der Königinn Dauphine gelaſſen hat, ſie wird glauben, daß Chatelart die Hand erkannt hat, und daß er von der Königinn Dauphine iſt, ſie wird ſich einbilden, daß die Perſon, über die man Eiferſucht bezeigt, ſie ſelbſt vielleicht ſey; und kurz, ſie kann alles glauben, und ich habe alles zu fürchten. Nehmen Sie dazu, daß ich die Martigues brennend liebe, daß die Königinn Dauphine ihr den Brief gewiß zeigen wird, daß ſie glauben kann, er ſey vor kurzem geſchrieben: ſo wäre ich auf einmahl mit der zerfallen, die mir jetzt die liebſte, und mit Der, die mir die fürchterlichſte auf der Welt iſt. Schließen Sie aus dem allen, ob ich Urſache

habe, Sie zu bitten und zu beschwören, daß Sie den Brief für den Ihrigen erklären, und ihn der Königinn Dauphine aus den Händen ziehen sollen."

„Ich fühle, erwiederte der Herzog von Nemours: „daß man in keiner gefährlichern Verlegenheit seyn kann; aber man muß bekennen, daß Sie es verdienen. Man hat mir nachgesagt, daß ich auf Treue nicht viel gäbe, und immer mehrere Liebschaften fortführte; aber Sie lassen mich so weit hinter sich zurück, daß ich nicht einmahl zu ersinnen gewagt hätte, was Sie wirklich unternommen haben. Wie konnten Sie glauben, die Frau von Themines zu behalten, wenn Sie sich mit der Königinn einließen? Und wie konnten Sie hoffen, sich mit dieser einzulassen, und sie zu betrügen? Sie ist Italiänerinn und Königinn, mithin argwöhnisch, eifersüchtig und stolz? Wenn Ihr gutes Glück mehr als Ihr kluges Benehmen Sie von Ihren alten Verbindungen befreyt hat, so gehen Sie jetzt neue ein, und können glauben, daß Sie mitten an einem scharfsichtigen Hofe von der Königinn unentdeckt mit Ihrer Liebe für die Martigues durchzuschlüpfen im Stande wären? Sie können nie genug thun, um ihr die Beschämung zu nehmen, daß sie die ersten Schritte hat thun müssen. Sie sind lebhaft von ihr geliebt. Ihre Verschwiegenheit verhindert Sie, es zu gestehen, und meine Beschei-

denheit, es Ihnen abzudringen; aber genug, sie liebt Sie, sie argwöhnt etwas, und die Wahrheit ist gegen Sie."

„Und Sie sagen mir das alles?" versetzte der Vidame: „Ihre eigene Erfahrung gibt Ihnen keine Nachsicht für meine Fehler? Ich will gern gestehen, daß ich gefehlt habe, aber denken Sie darauf, wie Sie mich aus der Gefahr ziehen wollen, die mir drohet. Ich glaube, Sie müssen zur Königinn Dauphine, sobald sie sichtbar ist, und den Brief von ihr zurückfordern, als ob Sie ihn verloren hätten."

„Ich habe Ihnen schon gesagt," unterbrach ihn der Herzog: „daß diese Zumuthung etwas sonderbar ist, und daß mein eigenes Interesse etwas dagegen einzuwenden haben könnte. Noch mehr, hat man nicht den Brief aus Ihrer Tasche fallen sehen? Und wird es dadurch nicht unmöglich, geltend zu machen, daß er aus meiner gefallen sey?"

„Ich denke Ihnen gesagt zu haben," antwortete der Vidame: daß man der Königinn Dauphine hinterbracht hat, er sey aus Ihrer gefallen." —

„Wie?" unterbrach ihn der Herzog mit Heftigkeit, weil er sah, was für einen bösen Dienst ihm dieser Irrthum bey der Prinzessinn von Cleves thun konnte: „Wie, man hat ihr gesagt, der Brief gehörte mir?"

„Das hat man," erwiederte der Vidame: „und der Irrthum kommt daher, daß einige Kammerjunker in dem Zimmer waren, wo unsre Kleider lagen. Als unsre Leute diese hohlten, ward der Brief herausgezettelt, und jene hoben ihn auf, und lasen ihn laut. Einige haben geglaubt, er gehörte mir, andere, Ihnen: Chatelart, der ihn von ihnen bekam, hat mir auf meine Anfrage sagen lassen, daß er ihn der Königinn Dauphine als Ihnen gehörig gegeben, und Die der Königinn davon sagten, haben zum Unglück behauptet, er gehörte mir. Also können Sie leicht thun, worum ich Sie bitte, und mich aus der Verlegenheit reissen."

Der Herzog hatte den Vidame immer sehr lieb gehabt, und daß er ein Verwandter der Prinzessinn von Cleves war, hätte ihn noch näher an ihn gezogen. Indessen konnte er sich doch nicht entschließen, die Gefahr zu laufen, daß sie ihn bey diesem Brief verwickelt glaubte. Er fiel in ein tiefes Nachdenken. Der Vidame glaubte seine Ursachen zu ahnden." „Ich glaub' es wohl," sagte er: „daß Sie Zank mit Ihrer Geliebten fürchten; und Sie könnten mich auf den Gedanken bringen; daß diese die Königinn Dauphine sey, wenn ich nicht wüßte, daß Sie auf Anvillen gar nicht eifersüchtig sind. Aber sey dieß, wie es wolle: es ist billig, daß Sie Ihre Ruhe der meinigen nicht aufopfern.

Ich will Ihnen Beglaubigungen geben, die Ihre Geliebte überzeugen können, daß der Brief nicht an Sie ist. Hier ist ein Billet von der Frau von Amboise, einer vertrauten Freundinn der Themines, die um unser Verhältniß gewußt hat. Sie verlangt darin den verlornen Brief für ihre Freundinn zurück. Auf dem Billet steht mein Nahme, und der Inhalt läßt keinen Zweifel, daß der zurückgeforderte Brief eben der ist, den man gefunden hat. Ich lasse Ihnen dieß Billet, und Sie können es wie Sie wollen brauchen. Ich beschwöre Sie, verlieren Sie keinen Augenblick, und gehen Sie zur Königinn Dauphine."

Der Herzog versprach es, und behielt das Billet. Indessen war er doch nicht Willens zur Königinn Dauphine zu gehen, weil ihn ein dringenderes Geschäft anders wohin trieb. Es war ihm nicht zweifelhaft, daß sie der Prinzessinn von Cleves von jenem Briefe gesagt hätte, und es war ihm unerträglich, eine Person, die er so brennend liebte, in dem Wahne zu lassen, als ob er mit einer andern in einer nähern Verbindung stände.

Er ging also zur Prinzessinn, zu einer Stunde, wo er vermuthen konnte, daß sie schon aufgestanden sey, und ließ ihr sagen, daß er es nicht gewagt hätte, sich zu einer so ungelegenen Zeit ihr aufzudringen, wenn ihn nicht eine höchst wichtige Sache dazu zwänge. Die

Prinzessinn von Cleves war noch im Bette, ihr Herz und ihr Verstand waren von den schmerzlichen Gefühlen und Vorstellungen, die sie die Nacht hindurch beschäftigt hatten, noch beunruhigt und zerrüttet. Sie war sehr erstaunt, als man ihr sagte, daß der Herzog von Nemours sie zu sprechen verlangte. In ihrem Unmuthe ließ sie zurücksagen, sie befände sich nicht wohl, sie könnte ihn nicht sprechen. Diese Verweigerung beleidigte den Herzog nicht. Ein Beweis von Kaltsinn zu einer Zeit, wo sie Ursache zur Eifersucht hatte, war kein böses Zeichen. Er ging zu ihrem Gemahl, und sagte ihm, daß er sich bey seiner Gemahlinn hätte melden lassen, daß es ihm leid thäte, sie nicht sprechen zu können, weil er ihr höchst wichtige Dinge, den Vidame betreffend, zu sagen hätte. Er erzählte ihm mit wenig Worten, wie sich das Ganze verhielte, und sogleich führte ihn der Prinz in das Zimmer seiner Gemahlinn. Wären die Vorhänge ihres Bettes nicht zugezogen gewesen, so hätte sie ihre Unruhe und ihr Erstaunen über die Erscheinung des Herzogs nicht verbergen können. Ihr Gemahl sagt ihr, daß die Rede von einem Briefe wäre, in Absicht dessen man ihrer Hülfe für den Vidame bedürfte; sie sollte mit dem Herzog überlegen, was zu thun sey, er müßte zum Könige, der ihn hätte rufen lassen."

Der Herzog blieb also allein bey der Prinzessinn, wie er es hatte wünschen können.

„Ich wollte Sie fragen, Madame," hub er an: „ob Ihnen die Königinn Dauphine nichts von einem Briefe gesagt hätte, den sie von Chatelart bekommen hat."

„Sie hat mir etwas davon gesagt," erwiederte die Prinzessinn: „aber ich sehe nicht, wie er mit dem Wohl und Weh meines Onkels zusammenhängt. Seiner ist darin mit keiner Sylbe erwähnt."

„Es ist wahr, seiner ist darin nicht gedacht; aber deshalb ist er doch an ihn geschrieben, und es liegt ihm unendlich daran, ihn von der Königinn Dauphine zurückzuhaben."

„Ich begreife nicht, warum ihm daran liegen kann, daß man diesen Brief nicht sehe, und warum man ihn unter seinem Nahmen zurück verlangen soll."

„Wenn es Ihnen nicht lästig ist, mich anzuhören, Madame, so sollen Sie den Grund wissen, und Dinge erfahren, die so außerordentlich bedeutend sind, daß ich sie dem Prinzen von Cleves nicht einmal anvertraut haben würde, wenn ich seiner nicht bedurft hätte, um das Glück zu haben, Sie zu sehen."

„Ich glaube, daß alles das, was Sie mir zu sagen haben, unnütz seyn wird; und Sie thun besser, wenn Sie zur Königinn Dauphine gehen, und ihr ohne Winkelzüge gestehen, daß

Sie dieſer Brief ſo nahe angeht. Man hat ihr geſagt, er gehörte Ihnen."

Sie ſagte dieß in einem trockenen ans Bittere grenzenden Tone, der den Herzog in ihrem Herzen leſen ließ. Auch hatte er eine unbeſchreibliche Freude darüber, und dieſe hielt ſeine Ungeduld ſich zu rechtfertigen eine Weile hin. Er nahm endlich das Wort:

„Ich weiß nicht," ſagte er: „was man der Königinn Dauphine geſagt haben kann; aber mich geht der Brief nicht im mindeſten an, und er iſt an den Vidame geſchrieben."

„Ich glaub' es; aber man hat der Königinn Dauphine das Gegentheil verſichert, und es wird ihr nicht wahrſcheinlich ſeyn, daß die Briefe des Vidame aus Ihrer Taſche fallen. Deßhalb eben rath' ich Ihnen, ihr die Wahrheit zu geſtehen, wenn Sie nicht Gründe haben, die ich nicht weiß, ſie zu verbergen."

„Ich habe nichts zu geſtehen. Der Brief iſt nicht an mich, und wenn ich jemand gern davon überzeugen möchte, ſo iſt dieß nicht die Königinn Dauphine. Aber, Madame, weil Ihr Dakel hier in Gefahr iſt, ſo erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Dinge entdecke, die ſchon Ihre bloße Neugierde reitzen könnten."

Die Prinzeſſinn blieb ſtill, und zeigte dadurch, daß ſie ihn hören wollte. Der Herzog erzählte ihr nun, ſo bündig er konnte, die Geſtändniſſe des Vidame. Es lag viel Stoff zu Auf-

merkſamkeit und Erſtaunen darin; aber die Prinzeſſinn zeigte keines von beyden, und ihre Kälte ſchien zu beweiſen, daß ihr das Ganze entweder nicht glaublich oder gleichgültig wäre. In dieſer Stimmung blieb ſie, bis der Herzog auf das Billet der Frau von Amboiſe kam. Sie wußte, daß dieſe Dame eine Freundinn der Frau von Themines war, und ſie fand nun ſo viel Wahrſcheinlichkeit in der Erzählung des Herzogs, daß ſie anfing zu glauben, der Brief könnte doch wohl nicht an ihn geſchrieben ſeyn. Dieſer Gedanke vertrieb plötzlich und wider ihren Willen die Kälte, die bis jetzt ihr Weſen beherrſcht hatte. Als ihr der Herzog dieß rechtfertigende Billet vorgeleſen hatte, reichte er es ihr dar, und ſagte, ſie würde die Hand wohl kennen. Sie konnte nicht umhin, es zu nehmen, die Adreſſe anzuſehen und es ganz zu leſen, um ſich zu überzeugen, ob der Brief, den man zurück verlangte, eben der ſey, von dem das Billet ſpräche. Der Herzog ſetzte noch viel hinzu, was ſie anderer Meinung machen konnte, und da man angenehmen Wahrheiten leicht Eingang verſchaffen kann, ſo überzeugte er ſie endlich, daß ihn dieſer Brief nicht anginge.

Nun fing ſie an, mit dem Herzog über die Verlegenheit und Gefahr des Vidame zu ſprechen, ſein unerlaubtes Benehmen zu tadeln, und auf Mittel, ihn zu retten, mit ihm zu denken; ſie erſtaunte über die Königinn, geſtand, daß

ſie den Brief hätte; genug, ſobald ſie ihn unſchuldig fand, nahm ſie lebhaften Antheil an allem dem, was ſie Anfangs kaum hatte anhören wollen. Sie fanden, daß ſie der Königinn Dauphine den Brief nicht wieder geben dürften, weil ſie ihn der Frau von Martigues zeigen könnte, welche die Hand der Frau von Themines kannte, und die, weil ſie ſich für den Vidame intereſſirte, leicht errathen könnte, daß er an ihn geſchrieben ſey. Ferner glaubten ſie auch der Königinn Dauphine den Hergang mit der Königinn Catharine nicht vertrauen zu dürfen. So beſchäftigte ſich die Prinzeſſinn, unter dem Scheine, daß es ihren Onkel gälte, ſehr theilnehmend mit dem Geheimniſſe, das ihr der Herzog anvertrauet hatte.

Dieſer würde nicht bey dem, was ihren Onkel anging, ſtehen geblieben ſeyn, und die Gelegenheit, ſo ungebunden ſich mit ihr zu unterhalten, würde ihn kühn von Dingen haben ſprechen laſſen, deren er noch nicht zu erwähnen gewagt hatte: wenn man nicht der Prinzeſſinn angekündigt hätte, daß die Königinn Dauphine ſie ohne Zeitverluſt zu ſehen verlangte. Er ging zum Vidame, und ſagte ihm, daß er für beſſer befunden hätte, ſich an ſeine Nichte zu wenden, als gerade zur Königinn Dauphine zu gehen. Es fehlte ihm nicht an Gründen, dieſem Schritte Billigung und Vertrauen auf ſeine Wirkſamkeit zu verſchaffen.

Unterdeſſen kleidete ſich die Prinzeſſinn ungeſäumt an, um zur Königinn Dauphine zu gehen. Sobald ſie in ihr Zimmer trat, nahm dieſe ſie bey Seite, und ſagte: „Ich warte ſchon ſeit einer Stunde auf Sie. In meinem Leben iſt es mir nicht ſo ſchwer geworden, mit der Wahrheit zurückzuhalten, als dieſen Morgen. Die Königinn hat von dem Briefe gehört, den ich Ihnen gegeben habe. Sie glaubt, er gehörte dem Vidame. Sie wiſſen, daß ſie in einiger Beziehung damit ſteht. Sie hat den Brief ſuchen laſſen; ſie hat ihn von Chatelart verlangt, und dieſer hat geſagt, er hätte ihn mir gegeben. Man hat ihn von mir gefordert, als einen artigen Brief, auf welchen die Königinn neugierig wäre. Ich habe mich geſcheut, zu ſagen, daß Sie ihn hätten, weil ich fürchtete, ſie möchte auf den Gedanken kommen, ich hätte ihn bey Ihnen Ihres Onkels wegen in Sicherheit gebracht, und ich ſtände mit dieſem in genauer Beziehung. Es iſt mir ohnehin vorgekommen, als ob ſeine häufigen Beſuche bey mir ſie drückten. Deßhalb hab' ich geſagt, der Brief wäre in einem Kleide, das ich geſtern angehabt hätte, und meine Leute, die den Schlüſſel dazu hätten, wären nicht bey der Hand. Geben Sie mir alſo hurtig den Brief, daß ich ihn leſen und ſehen kann, ob ich die Hand kenne."

„Ich weiß nicht, was Ew. Maj. dazu ſa-

gen werden," erwiederte die Prinzessinn, die sich in einer größern Verlegenheit sah, als sie geglaubt hatte: „der Prinz von Cleves, dem ich ihn zu lesen gegeben, hat ihn dem Herzog von Nemours zurückgegeben. Er ist heute früh bey ihm gewesen. und hat ihn gebethen, ihn von Ihnen zurückzufordern. Der Prinz hat die Unvorsichtigkeit gehabt, ihm zu sagen, daß er ihn in Händen hätte, und ist so schwach gewesen, den Bitten des Herzogs nachzugeben."

„Sie setzen mich in unbeschreibliche Verlegenheit," erwiederte die Königinn Dauphine: „und Sie thaten nicht wohl, daß Sie ihn dem Prinzen gaben, denn ich hatte Ihnen denselben anvertraut, und Sie durften ihn ohne meine Erlaubniß nicht ausliefern. Was soll ich der Königinn nun sagen? Und was wird sie denken? Sie wird glauben, und nicht ohne Schein der Wahrheit, daß ich mit dem Vidame näher bekannt bin. Man wird sie nie überzeugen können, daß der Brief dem Herzog von Nemours gehört."

„Es thut mir unendlich leid," versetzte die Prinzessinn: „daß ich Ew. Maj. in dieß Gedränge bringe. Ich fühle es in seiner ganzen Größe. Aber der Prinz von Cleves ist mehr Schuld daran, als ich."

„Nein, Sie," erwiederte die Königinn Dauphine: „Warum haben Sie ihm den Brief gegeben? Ich glaube, Sie sind das einzige Weib

in der Welt, die ihren Mann alles wiſſen läßt, was ſie weiß."

„Ich bin überzeugt, daß ich gefehlt habe," ſagte die Prinzeſſinn; „aber Ew. Maj. ſollten meinen Fehler lieber verbeſſern, als zergliedern."

„Erinnern Sie ſich nicht ungefähr des Inhalts?"

„Ja, ich erinnere mich deſſen. Ich habe ihn mehr als einmal geleſen."

„Wenn das iſt, ſo laſſen Sie ihn auf der Stelle nachſchreiben, und zwar von einer unbekannten Hand. So will ich ihn der Königinn ſchicken. Sie wird ihn wohl denen nicht zeigen, die ihn ſchon geſehen haben; und thäte ſie dieß, ſo beſteh ich feſt darauf, es ſey der Brief, den mir Chatelart gegeben hätte, und dieſer wird es nicht wagen, das Gegentheil zu behaupten."

Die Prinzeſſinn billigte und ergriff dieß Mittel, und um ſo lieber, weil ſie vorhatte, den Herzog von Nemours zu ſich rufen zu laſſen, und den Brief ſelbſt von ihm zurückzufordern, um Wort für Wort eine Abſchrift davon zu erhalten. Die Hand ſollte ungefähr nachgeahmt werden. So glaubte ſie die Königinn unfehlbar irre zu führen.

Sobald ſie nach Hauſe kam, erzählte ſie ihrem Gemahl von der Verlegenheit der Königinn Dauphine, und bath ihn, den Herzog von Ne-

mours hohlen zu laſſen. Dieſer kam eiligſt. Die Prinzeſſinn ſagte ihm, was ſie ihrem Gemahl geſagt hatte, und forderte ihm den Brief ab. Der Herzog erwiederte, er hätte ihn dem Bidame ſchon ausgeliefert, und dieſer hätte ſolch eine Freude über ſeine Rettung gehabt, daß er ihn unverzüglich der Frau von Amboiſe hätte aushändigen laſſen. Die Prinzeſſinn war in einer neuen Verlegenheit. Endlich beſchloſſen ſie, den Brief aus dem Gedächtniſſe nachzuſchreiben. Sie ſchloſſen ſich ein, um daran zu arbeiten; an der Thür ward befohlen, niemand hereinzulaſſen, und die Leute des Herzogs wurden fortgeſchickt.

Dieſer Schein von Geheimniß und Vertraulichkeit hatte für den Herzog und ſelbſt für die Prinzeſſinn keinen geringen Reitz. Die Gegenwart ihres Gemahls und das Intereſſe ihres Onkels zerſtreueten gewiſſermaßen ihre Bedenklichkeiten. Sie hielt ſich bloß an das Vergnügen, den Herzog um ſich zu haben, und ſie genoß ſo reiner ungetrübter Freuden, als ſie nie gefühlt zu haben ſich erinnerte. Eine Ungezwungenheit und Heiterkeit bemächtigte ſich ihres Weſens, die der Herzog nie an ihr bemerkt hatte, und die ſeine Liebe verdoppelten. Er ſelbſt hatte unter ihren Augen noch keine ſo angenehmen Momente zugebracht, deßhalb ſtieg auch ſeine Lebhaftigkeit, und wenn die Prinzeſſinn anfangen wollte, den Innhalt des Briefes

ſes ſich ins Gedächtniß zurückzurufen, und ihn niederzuſchreiben, ſo ſtörte und zerſtreuete er ſie mit witzigen Einfällen, ſtatt ihr zu helfen. Sie ließ ſich von demſelben Geiſte der Luſtigkeit hinreiſſen, und ſie waren ſchon eine lange Weile eingeſchloſſen geweſen, hatten ſchon zwey Bothen von der Königinn Dauphine nach dem Briefe gehabt, und immer war er noch nicht zur Hälfte fertig geworden.

Der Herzog war froh, daß er dieſe angenehmen Augenblicke verlängern konnte; und er vergaß das Intereſſe ſeines Freundes darüber. Die Prinzeſſinn hatte keine lange Weile, und vergaß ihrer Seits das Intereſſe ihres Onkels. Endlich nach vier Stunden war der Brief fertig, aber er war ſo ſchlecht gerathen, und die Hand, die ihn nachſchrieb, glich derjenigen, die man nachmahlen wollte, ſo wenig, daß die Königinn, wenn ſie ſich auch gar keine Mühe zur Unterſuchung gegeben hätte, auf die Wahrheit gewieſen worden wäre. Auch ward ſie nicht irre dadurch geführt. Soviel Mühe man ſich auch gab, ſie zu überreden, daß der Brief an den Herzog geſchrieben ſey, blieb ſie dennoch in der Ueberzeugung, daß er nicht nur an den Vidame von Chartres geſchrieben, ſondern daß die Königinn Dauphine dabey verwickelt, und daß eine nähere Bekanntſchaft unter ihnen errichtet ſey. Dieſer Gedanke vergrößerte ihren Haß

gegen Letztre dergestalt, daß sie ihr nie verzieh, und daß sie nicht eher ruhete, sie zu verfolgen, bis sie dieselbe aus Frankreich entfernt hatte.

Der Vidame von Chartres war bey ihr verloren, und sey es, daß sich der Cardinal von Lothringen ihrer schon bemächtigt hatte, oder daß der Vorfall mit diesem Briefe sie reißte, ihn näher zu beobachten, und ihr half, seinen Betrügereyen auf die Spur zu kommen: gewiß ist es, daß er nie aufrichtig wieder mit ihr ausgesöhnt werden konnte. Ihre Verbindung zerriß, und sie beförderte ihn nach der Zeit bey Gelegenheit der Verschwörung von Amboise, in welche er verwickelt war, auf das Schaffot.

Sobald der Brief an die Königinn Dauphine abgeschickt war, entfernten sich der Herzog und der Prinz von Cleves. Die Prinzessinn blieb allein, und in dem Augenblicke, wo der Genuß aufhörte, den die Gegenwart dessen, das man liebt, beständig gewährt, erwachte sie wie aus einem Traum, und erstaunte über die Veränderung, die seit dem Abend des vorigen Tages mit ihr vorgegangen war. Sie erinnerte sich an die Empfindlichkeit und Kälte, die sie dem Herzog bezeigt hatte, so lange sie glaubte, daß der Brief der Frau von Themines an ihn geschrieben sey, und an die ruhige Heiterkeit, in die sie sich umgeschmolzen hatte, durch die Ueberzeugung, daß der Brief nicht an den Herzog wäre. Wenn sie bedachte, daß sie

es ſich den Tag vorher als ein Verbrechen angerechnet hätte, als ſie ihm eine Theilnehmung bezeigt hatte, die bloßes Mitleid zum Grunde haben konnte, und daß ſie ihm durch ihre Empfindlichkeit Beweiſe von Eiferſucht gegeben hätte, die auf Liebe ſicher ſchließen ließen: ſo erſtaunte ſie über ſich ſelbſt, und dieß Gefühl ging in eine drückende Aengſtlichkeit über; wenn ſie ferner überlegte, daß der Herzog wohl ſähe, ſie wüßte um ſeine Liebe zu ihr, daß er eben ſo gewiß ſähe, ſie behandelte ihn, troß dem, daß ſie dieß wüßte, ſelbſt unter den Augen ihres Gemahls, nicht ſchlimmer, ſogar gütiger, als je; daß ſie ihn ferner durch dieſen rufen laſſen, und daß ſie einen ganzen Nachmittag mit ihm unter vier Augen zugebracht hatte: ſo fand ſie, daß ſie mit dem Herzog einverſtanden wäre, und daß ſie einen Gemahl betröge, der es vor allen in der Welt am wenigſten verdiente. Sie fühlte ſich beſchämt, daß ſie ſelbſt in den Augen ihres Liebhabers ihre Achtung verloren hätte. Aber unerträglicher, als alles übrige, war ihr die Erinnerung an die vergangene Nacht, und an den ſchmerzlichen Unmuth, der ſie während derſelben gequält, und dem der Gedanke, der Herzog liebte eine Andere, und betröge ſie, die Entſtehung gegeben hatte.

Sie hatte bis jetzt keinen Begriff von der tödtlichen Unruhe gehabt, die Mißtrauen und Eiferſucht im Gefolge haben; ſie hatte nur dar-

auf gedacht, sich der Liebe für den Herzog zu erwehren, und es war ihr noch nicht eingefallen, daß er eine andere lieben könnte. Wenn auch der Argwohn aufhörte, den sie aus jenem Briefe gezogen hatte, blieb ihr doch der Gedanke an die Möglichkeit, betrogen zu werden, zurück, und mit ihm Eindrücke von Eifersucht und Mißtrauen, die sie nie gefühlt hatte. Sie erstaunte, wie sie noch nicht hätte daran denken können, daß der Herzog, der beständig in Absicht der Weiber sehr leichte Grundsätze gezeigt hätte, einer aufrichtigen und daurenden Anhänglichkeit kaum fähig wäre; und sie fand, daß sie mit seiner Liebe unmöglich würde zufrieden seyn können. „Und wenn ich es könnte," sagte sie bey sich selbst: „was will ich damit? Soll ich sie gut heißen? Soll ich sie erwiedern? Soll ich mich in eine Liebschaft einlassen? Meinen Gemahl vergessen? Mich selbst vergessen? — Aber ein Zug reißt mich wider Willen fort, und vergeblich sind alle meine Vorsätze zum Widerstande! Gestern dachte ich, wie heute, und heute handle ich meinem gestrigen Entschlusse entgegen?" —

Sie beschloß fest, sich dem Anblicke des Herzogs zu entreissen, auf das Land zu gehen, und es nicht zu achten, wenn diese Reise auffiele. Falls ihr Gemahl darauf bestände, sie nicht aus der Stadt zu lassen, oder wenn er ihre Gründe wissen wollte, war sie schon zur

Hälfte entſchloſſen, ihm alles zu geſtehen, ob ſie gleich nicht gewiß war, ob dieß nicht für ihn und für ſie ſchmerzliche Folgen haben könnte. Sie blieb dieſen Abend zu Hauſe, und kam nicht einmahl zur Königinn Dauphine, um zu erfahren, wie es mit dem untergeſchobenen Briefe ausgeſchlagen wäre.

Als ihr Gemahl zurückkam, erklärte ſie, daß ſie aufs Land wollte, daß ſie ſich nicht wohl befände, und daß ſie der freyen Luft bedürfte. Er hatte ſie nie ſo blühend geſehen, und glaubte, daß ihr Uebel unmöglich von Bedeutung ſeyn könnte. Er ſcherzte Anfangs mit ihr darüber, und erinnerte ſie, daß ein doppeltes großes Beylager und ein glänzendes Tournier vor der Thür wären, und daß ſie kaum Zeit genug hätte, ſich dazu anzuſchicken, um wie die übrigen Weiber dabey zu ſchimmern; aber dieſe Gründe konnten ihren Vorſaß nicht wankend machen: ſie bath ihn, ihr zu erlauben, daß ſie während ſeines Aufenthaltes zu Compiegne, wohin er mit dem König reiſen ſollte, zu Coulomiers bleiben dürfte. Dieß war ein artiges Landhaus, einige Meilen von Paris, das ſie eben bauen ließen. Der Prinz war es zufrieden, ſie ging dahin ab, und war nicht Willens, ſobald zurückzukommen. Ihr Gemahl reiſte mit dem Könige nach Compiegne, wo ſich dieſer nur wenige Tage aufzuhalten gedachte.

Dem Herzog von Nemours war es sehr peinlich gewesen, daß er die Prinzessinn seit jenem glücklichen Nachmittage, der seiner Hoffnung so große Nahrung verschaffte, nicht wieder gesehen hatte. Seine Ungeduld ward so dringend, daß er, sobald der König zurück war, zur Herzoginn von Mercoeur, seiner Schwester, zu gehen beschloß, die auf ihrem Landsitze in der Nachbarschaft von Coulomiers war. Er that dem Vidame den Vorschlag, mit ihm dahin zu gehen, und dieser nahm ihn gern an. Der Herzog hoffte in seiner Gesellschaft die Prinzessinn von Cleves besuchen zu können.

Die Herzoginn von Mercoeur empfing sie mit Freuden und suchte sie mit allen Vergnügungen des Landlebens zu unterhalten. Als sie einmahl einen Hirsch jagten, verirrte sich der Herzog im Gehölze. Indem er sich nach einem Auswege erkundigte, erfuhr er, daß er nahe bey Coulomiers sey. Bey dem Worte Coulomiers ritt er, ohne lange nachzudenken, ohne zu wissen, was er wollte, im Sprunge den Weg entlang, den man ihm dahin angezeigt hatte. Er kam in den Park, und verfolgte auf gutes Glück die gemachten Wege, die ihn, wie er wohl vermuthete, zum Schlosse führen müßten. Wirklich liefen sie gegen einen Pavillon aus, dessen unteres Geschoß aus einem grossen Saale mit zwey Cabinettern bestand, wovon das eine gegen einen Blumengarten offen stand, der von dem Ge-

hölze nur durch Palliſaden getrennt war, und das andre auf eine Hauptallee des Parks hinausging. Er trat in den Pavillon und würde die Schönheiten deſſelben länger gemuſtert haben, wenn er nicht die Prinzeſſinn um ihren Gemahl im Gefolge vieler Bedienten eine Alle des Parks hätte herunterkommen ſehen. Da er den Prinz, den er beym Könige zurückgelaſſen, hier zu ſehen nicht erwartet hatte, ſo war ſeine erſte Bewegung, daß er ſich verſteckte; er ſchlüpfte in das Cabinett, das in den Blumengarten ging, und gedachte durch dieſen mittelſt einer Thür, die offen ſtand, ſich in das Gehölz zu ſtehlen; als er aber ſah, daß ſich der Prinz und ſeine Gemahlinn unter dem Pavillon niederſetzten, daß die Bedienten in dem Park blieben, und daß ſie nicht zu ihm kommen könnten, ohne vor ihrer Herrſchaft vorbeyzugehen: ſo konnte er ſich das Vergnügen nicht verſagen, das Ideal ſeines Herzens zu ſehen, noch der Neugier widerſtehen, einer Unterhaltung mit einem Gemahl zuzuhören, der ſeine Eiferſucht ſtärker aufregte, als alle ſeine Nebenbuhler.

„Aber warum wollen Sie nicht nach der Stadt zurück?" hörte er den Prinzen zu ſeiner Gemahlinn ſagen: „Was kann Sie an das Land feſſeln? Sie finden ſeit einiger Zeit ſo viel Geſchmack an der Einſamkeit, daß es mich zugleich wundert und betrübt, weil er mich von Ihnen trennt. Ich finde Sie ſogar ſchwermüthiger als

ſonſt, und ich fürchte, daß Sie irgend einen heimlichen Kummer haben."

„Den hab' ich nicht," erwiederte ſie mit einiger Verlegenheit: „aber das Geräuſch des Hofes iſt ſo groß, und bey uns ſind beſtändig ſo viel Leute, daß der Geiſt wie der Körper endlich ermüden und ſich nach Ruhe ſehnen müſſen."

„Aber Ruhe ſagt einer Perſon in der Blüthe der Jugend, wie Sie, nicht zu," erwiederte der Prinz: „Sie ſind bey Hofe und zu Hauſe in einer Behäglichkeit, die Sie nicht ermüden kann, und faſt fürchte ich, daß es Ihnen ſo ſehr leid nicht thäte, von mir getrennt zu leben."

„Da wären Sie ſehr ungerecht gegen mich," verſetzte ſie, und ihre Verlegenheit ſtieg: „Aber ich bitte Sie, laſſen Sie mich hier. Wenn Sie auch hier bleiben könnten, würde es mich unendlich freuen, vorausgeſetzt, daß Sie allein um mich wären, und daß Sie nicht beſtändig eine Menge Leute um ſich haben wollten, die faſt aus unſerm Hauſe nicht wegkommen."

„O, Madame," rief der Prinz: „Ihre Worte uud Ihr Weſen beweiſen mir, daß Sie Gründe haben, allein zu ſeyn, die ich nicht weiß, die Sie mir aber ſagen müſſen, ich beſchwöre Sie darum."

Er drang lange in ſie, ihm dieſe Gründe zu entdecken, aber er konnte ſie nicht dazu vermögen, und nachdem ſie ſich lange geweigert hat-

te, mit einer Art, die seine Neugier vermehrte, blieb sie still, und heftete den Blick auf den Boden. Auf einmahl nahm sie das Wort, und sah ihn an:

„Zwingen Sie mich nicht, Ihnen Dinge zu gestehen, die ich nicht stark genug war, zu entdecken, so oft ich es mir auch vorgenommen habe. Bedenken Sie bloß dieß, daß Klugheit und Vorsicht es nicht billigen können, daß sich ein Weib meines Alters, die sich selbst überlassen ist, mitten unter dem Getümmel eines grossen Hofes bloß stellt."

„Was rücken Sie mir da vor das Auge!" rief ihr Gemahl: „Ich wag' es nicht, Ihnen zu sagen, weil ich Sie zu beleidigen fürchte."

Sie erwiederte nichts darauf, und ihr Stillschweigen befestigte die Vermuthung ihres Gemahls.

„Sie antworten nicht?" fuhr er fort: „Bestärkt mich dieß nicht in meiner Vermuthung?"

„Gut dann," rief sie, indem sie sich zu seinen Füßen niederließ: „Ich will Ihnen ein Geständniß thun, das noch nie ein Weib ihrem Manne gethan hat; aber mein Benehmen und meine Absicht dabey sind unschuldig und rein, und dieß gibt mir Kräfte. Es ist wahr, daß ich Gründe habe, den Hof zu melden, daß ich Gefahren ausweichen will, die Personen meines Alters nicht selten drohen. Ich habe mir nie eine Schwachheit zu Schulden kommen lassen, und fürchtete

nicht, in dieſen Fall zu kommen, wenn Sie mir erlaubten, mich vom Hof entfernt zu halten, oder wenn ich meine Mutter mir noch zur Seite wüßte. So gefährlich der Weg iſt, den ich einſchlage, ſo nehm' ich ihn mit Freuden, weil ich Ihrer gern werth bleiben möchte. Ich beſchwöre Sie, mir zu verzeihen, wenn mich Gefühle überwältigen, die Ihnen mißfallen, meine Handlungen ſollen es nie. Bedenken Sie, daß ein Weib, die dieſen Schritt thut, mehr Freundſchaft und Achtung für ihren Gemahl haben muß, als ſich je eine andere wird rühmen können. Seyn Sie mein Rathgeber, mein Führer, und verſagen Sie mir, wenn es ſeyn kann, Ihre vorige Liebe nicht!"

Ihr Gemahl war, während ſie dieß ſprach, wie außer ſich, hielt den Kopf auf beyde Hände geſtämmt, und hatte nicht daran gedacht, ſie aufzuheben. Als ſie aufhörte zu ſprechen, als er das Auge auf ſie wandte, ſie zu ſeinen Füßen und über ihre Wangen Thränen herabrollen, und dadurch ihre Schönheit glänzender als je entwickelt ſah: da hob er ſie auf, ſchloß ſie in ſeine Arme, und rief: O, haben Sie Mitleid mit mir; Ich bin es werth, und verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen in dem erſten Ausbruche des tödtlichſten Schmerzes nicht ſo antworte, wie es Ihr edelmüthiges Benehmen verdient. Sie ſind größerer Achtung und Bewunderung werth, als je ein anderes Weib in der Welt; aber ich

bin auch unglücklicher, als je ein Mann gewesen ist. Sie flößten mir den ersten Augenblick, wo ich Sie sahe, eine Leidenschaft ein, die weder Ihre strenge Zurückhaltung noch Ihr gänzlicher Besitz haben vermindern können; aber nie habe ich Ihre Gegenliebe erringen können; jetzt fürchten Sie, Liebe für einen Andern zu fassen! Und wer ist dieser Glückliche, der Ihnen diese Besorgniß erweckt? Wie hat er den Weg zu Ihrem Herzen gefunden? Ich hatte mich zum Theil darüber, daß ich nichts über dasselbe gewinnen konnte, durch den Gedanken beruhigt, daß niemand es gewinnen könnte. Und doch gelingt es einem Andern, was mir nicht gelang? Eifersucht des Gemahls und des Liebhabers quält mich zu gleicher Zeit; aber die Eifersucht des Gemahls ist durch dieß Benehmen vernichtet! Es ist zu edel, als daß es mich nicht ganz ruhig und sicher lassen sollte, es tröstet mich sogar als Ihren Liebhaber. Ihr Zutrauen zu mir und Ihre Aufrichtigkeit, sind mir von unendlichem Werthe. Sie schätzen mich genug, um sich die Ueberzeugung zu erhalten, daß ich keinen Mißbrauch davon machen werde. Und das werd' ich nie, und ich liebe Sie darum nicht weniger. Sie machen mich unglücklich durch einen Beweis von Anhänglichkeit und Treue, den nie eine Frau ihrem Mann gegeben hat; aber vollenden Sie Ihr Werk, nennen Sie mir Den, den Sie fliehen wollen!"

„Ich beſchöre Sie," erwiederte die Prinzeſſinn: „fragen Sie mich darnach nicht! Ich bin entſchloſſen, es Ihnen nicht zu ſagen, und ich glaube, daß Vorſicht und Klugheit mir rathen, ihn nicht zu nennen."

„Fürchten Sie nichts," verſetzte der Prinz: Ich kenne die Welt zu gut, um zu wiſſen, daß Rückſicht auf den Gemahl nicht verhüten kann, daß man ſich in ſeine Frau verliebt. Man darf die haſſen, die es ſind; aber nicht ſich über ſie beklagen. Noch einmahl! Ich beſchwöre Sie, ſagen Sie mir, was ich gern wiſſen möchte."

„Dringen Sie nicht weiter in mich," ſagte ſie: „es iſt vergeblich. Ich bin ſtark genug, zu verſchweigen, was ich nicht ſagen zu müſſen glaube. Das Geſtändniß, das ich Ihnen gethan habe, geſchah nicht aus Schwäche, und es gehört mehr Entſchloſſenheit dazu, es zu thun, als es verbergen zu wollen."

Der Herzog von Nemours überhörte kein Wort von dieſer Unterredung; und das Geſtändniß der Prinzeſſinn erfüllte ihn mit einer Eiferſucht, die nicht geringer war, als ſie ihr Gemahl fühlte. Er war ſo flammend in ſie verliebt, daß er glaubte, die ganze Welt wäre es, wie er. Auch hatte er wirklich mehrere Nebenbuhler; aber er dachte ſich noch mehr hinzu, und ſein Geiſt verirrte ſich, wenn er nachgrübelte, Wen die Prinzeſſinn wohl gemeint haben könnte. Er hatte wohl oft geglaubt, daß er

etwas bey ihr gälte, und er hatte dieſe Vermuthung auf Zeichen gebauet, die ihm jetzt ſo unzuverläſſig ſchienen, daß es ihm nicht einfiel, er hätte ihr eine Leidenſchaft eingeflößt, die nicht ſchwach ſeyn müßte, weil ſie dieß außerordentliche Mittel anwandte, um ſich davor zu ſchützen. Er war ſo ſehr außer ſich, daß er nicht wußte, wo er war, und was er ſah, und daß er es dem Prinzen nicht verzeihen konnte, daß er nicht lebhafter um den Nahmen des gefürchteten Mannes in ſeine Gattinn gedrungen hatte.

Indeſſen that der Prinz alles, um ihn zu erfahren, und als er vergebens in ſie gedrungen hatte, ſagte ſie: „Ich glaube, Sie ſollten mit meiner Aufrichtigkeit zufrieden ſeyn. Verlangen Sie nicht mehr von mir, und geben Sie mir keine Urſache, meinen Schritt zu bereuen. Seyn Sie mit der Verſicherung zufrieden, die ich Ihnen wiederhohle: daß keine meiner Handlungen je meine Gefühle verrathen, und daß man mir nie etwas geſagt hat, das mich hätte beleidigen können."

„O, das kann ich nicht glauben?" unterbrach ſie ihr Gemahl: „Ich erinnere mich an die Verlegenheit, worin Sie damahls waren, als ſich ihr Portrait verloren hatte. Dieß, dieß haben Sie weggegeben, und es war mir ſo werth, und gehörte ſo rechtmäßig mir! Sie konnten Ihr Herz nicht verbergen. Sie lieben, man weiß es,

Ihre Tugend hat Sie vor den letzten Schritten bewahrt."

„Ist es möglich!" rief die Prinzessinn mit nassen Augen; „Sie könnten glauben, daß Verheimlichung irgend eines Umstandes in meinem Geständnisse läge, das zu thun mich niemand zwang? O, glauben Sie mir ganz! Ich habe das Vertrauen, das ich von Ihnen wollte, um einen theuren Preis erkauft! Ueberzeugen Sie sich, ich beschwöre Sie, daß ich mein Portrait nicht weggegeben habe! Ich habe gesehen, daß man es wegnahm, aber ich wollte nicht merken lassen, daß ich es sähe, weil ich Dinge zu hören besorgen mußte, die man noch nie gewagt hatte, mir zu sagen."

„Aber wodurch hat man Sie merken lassen, daß man Sie liebte?" unterbrach sie der Prinz.

„Ersparen Sie mir die peinliche Beschämung," versetzte sie: Ihnen die kleinen Züge zu wiederhohlen, die ich dießfalls bemerkte, und die mich nur zu sehr überzeugten, wie schwach ich sey."

„Sie haben Recht," sagte der Prinz, und die Augen gingen ihm über: Ich bin ungerecht; antworten Sie mir nie, wenn ich von neuem darnach frage, aber verzeihen Sie es mir, wenn ich es thue."

Jetzt kamen einige ihrer Leute, die in der Allee zerstreut gewesen waren, und meldeten dem Prinzen, daß ein Herr von Seiten des Königs

ihn ſuchte, um ihm anzukündigen, daß er ihn zu Paris erwartete. Der Prinz war gezwungen, dahin abzugehen, und er konnte ſeiner Gemahlinn nichts weiter ſagen, als daß er ſie bäthe, den andern Tag nachzukommen, und daß er ſie beſchwöre, ſich zu überzeugen, daß er ſeines Schmerzes ungeachtet, eine zärtliche Achtung für ſie nährte, die keiner Verminderung fähig wäre.

Als der Prinz ſich entfernt hatte, und ſeine Gemahlinn allein blieb, und auf den Schritt noch einmahl zurückblickte, den ſie gethan hatte, erſchrak ſie dergeſtalt, daß ſie das Ganze gern zu einem Traum umgezwungen hätte. Sie fand, daß ſie ſich ſelbſt das Herz und die Achtung ihres Gemahls geraubt, und daß ſie ſich einen Abgrund gegraben hätte, aus dem ſie keinen Ausgang zu finden hoffen könnte. Sie fragte ſich, wie ſie dieſen gewagten Schritt hätte thun können, und ſie fand, daß ſie faſt unwillkürlich dazu hingeriſſen worden ſey. Wenn ſie aber wiederum bedachte, daß dieß Mittel, ſo gewaltthätig es auch ſey, dennoch das einzige ſchützende wäre: ſo fand ſie, daß ſie es ſich nicht gereuen laſſen dürfte, und daß ſie nicht zu viel gewagt hätte. Sie brachte die ganze Nacht in Beſorgniß und Unſchlüſſigkeit zu, bis endlich Beruhigung in ihr Herz zurückkam, die ſie aus dem Umſtande ſelbſt zog, daß ſie einem Gemahl, der es ſo ſehr verdiente, der ſelbſt durch die Art, wie er ihr Geſtändniß

aufnahm, neue Beweiſe ſeiner theilnehmenden Achtung gezeigt, dieſes Merkmahl ihrer Treue gegeben hatte.

Unterdeſſen war der Herzog aus ſeinem Verſteck hervorgegangen, und hatte ſich tief in das Gehölz verloren. Was die Prinzeſſinn zuletzt von ihrem Bildniſſe geſagt hatte, war ſeinem Herzen tief eingeprägt, weil es bewies, daß er ihr nicht gleichgültig wäre. Er überliß ſich Anfangs dieſer entzückenden Ueberzeugung; aber ſeine Freude dauerte nicht lang. Er bedachte, daß eben das, was ihm jene Ueberzeugung gab, ihn zugleich gewiß machte, daß er nie Beweiſe ihrer Neigung ſehen würde, und daß es unmöglich ſey, ein Weib zu gewinnen, das ſolch ein unerhörtes Mittel in Bewegung ſetzte. Sein Ehrgeiz fühlte ſich unendlich geſchmeichelt, das Herz eines Weibes errungen zu haben, das ſo wenig Aehnliches mit allen übrigen ihres Geſchlechts hätte; und ſo fühlte er ſich glücklich und unglücklich zugleich.

Die Nacht überraſchte ihn im Walde, und er hatte große Mühe, ſich zur Gräfinn von Mercoeur zurückzufinden. Mit Tagesanbruch kam er erſt dort an, und er war in keiner geringen Verlegenheit, als er Auskunft geben ſollte, warum er ſo lange ausgeblieben. Indeſſen wand er ſich ſo gut heraus, als er konnte, und ging noch denſelben Morgen mit dem Vidame nach Paris zurück.

Er

Er war von ſeiner Leidenſchaft ſo voll, und blieb durch das, was er gehört hatte, ſo überraſcht, daß er ſich eine nicht ungewöhnliche Unvorſichtigkeit zu Schulden kommen ließ, die darin beſteht, daß man in allgemeinen Ausdrücken von ſeinen beſondern Gefühlen ſpricht, und ſeine eigene Geſchichte unter erborgten Nahmen erzählt. Unterwegs wandte er die Unterhaltung auf die Liebe, und ſprach mit Entzücken von dem Glücke, ein Weib zu lieben, das der zärtlichſten Anhänglichkeit werth wäre. Er ſprach von den widerſinnigen Wirkungen dieſer Leidenſchaft, und endlich erzählte er, durch ſein eigenes Erſtaunen gedrungen, die Geſchichte der Prinzeſſinn von Cleves dem Vidame, ohne die Perſon zu nennen, und ohne ihm zu ſagen, daß er dabey verwickelt wäre; aber er erzählte ſie mit ſo viel Feuer und Bewunderung, daß jener leicht vermuthen konnte, der Vorfall beträfe ihn. Er drang ſehr lebhaft um Geſtändniß in ihn; ſagte, daß er ſeit lange wüßte, daß er eine heftige Leidenſchaft im Herzen trüge, und daß es unbillig wäre, einem Freunde nicht zu trauen, der ihm das Geheimniß ſeiner Exiſtenz anvertrauet hätte. Aber der Herzog liebte zu heftig, als daß er es hätte geſtehen ſollen, und er hatt' es vor dem Vidame beſtändig geheim gehalten, ungeachtet er ihn unter allen Uebrigen bey Hofe am liebſten hatte. Er antwortete, daß ihm einer ſeiner Freunde dieſe Geſchichte erzählt, und das

Verſprechen von ihm genommen hätte, ſie als Geheimniß bey ſich zu behalten, und daß er ihn dringend bäthe, ein gleiches zu thun. Der Vidame verſprach ihm dieß; aber der Herzog bereuete es doch, daß er ihm ſo viel geſagt hätte.

Unterdeſſen hatte ſich der Prinz von Cleves zum Könige verfügt, das Herz voll des tödtlichſten Kummers. Nie muß ein Mann ſein Weib in dem Grade geliebt und geſchätzt haben. Was er von ihr gehört hatte, verringerte ſeine Achtung nicht, aber es erweckte in ihm eine Achtung anderer Art, als die vorige. Am meiſten beſchäftigte ihn das neugierige Verlangen, zu errathen, wer es wäre, der ihr zu gefallen gewußt hatte. Er fiel gleich auf den Herzog von Nemours, als den liebenswürdigſten Mann bey Hofe, aber auch auf den Chevalier von Guiſe, und den Marſchall von Saint-Andre, die beyde nach ihrer Liebe gerungen hatten und noch jetzt ſehr angelegentlich um ſie beſchäftigt waren. Er glaubte, einer von dieſen dreyen müßte es ſeyn.

Der König kündigte ihm an, daß er ihn beſtimmt hätte, die Prinzeſſinn Eliſabeth ihrem Gemahl nach Spanien zuzuführen, weil er überzeugt wäre, daß niemand ſich dieſes Geſchäfts beſſer entledigen, und daß auch niemand Frankreich ſo große Ehre machen würde, als ſeine Gemahlinn. Der Prinz nahm dieſen Beweis

der königlichen Gnade mit Dankbarkeit auf, und fand diese Reise auch aus dem Gesichtspuncte sehr vortheilhaft, daß sie seine Gemahlinn eine Zeitlang vom Hofe entfernte, ohne daß es den Schein der Gezwungenheit gab; indessen war es bis zu seiner Abreise noch zu lange hin, als daß es ein wirksames Mittel gegen die jetzige Zerrüttung seines Herzens hätte seyn können. Er schrieb sogleich an seine Gemahlinn, für was für ein Geschäft ihn der König bestimmt hätte, und gab ihr noch einmahl dringend auf, daß sie durchaus nach Paris kommen müßte. Sie kam also, weil er es wollte, und als sie sich wieder sahen, fanden sie, daß sie beyde von einem gleich starken Kummer beherrscht wurden.

Der Prinz erklärte sich gegen sie mit einer Offenheit und einem Edelmuthe, die ihres großen Schrittes würdig waren:

„Ich bin im mindesten nicht unruhig über Ihr Benehmen," sagte er zu ihr: „Sie besitzen mehr Kraft und Tugend, als Sie glauben. Auch nicht Besorgniß für die Zukunft, nur das drückt mich, daß Sie Gefühle für einen andern nähren, die ich Ihnen nicht einzuflößen vermochte."

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen antworten soll," erwiederte sie: „Beschämung drückt mich zu Boden. Ersparen Sie mir alle Erläuterungen über diesen Punct, ich beschwöre Sie.

Schreiben Sie mir mein Benehmen vor, lassen Sie niemand zu mir: das ist alles, was ich wünsche. Aber erlauben Sie mir, daß ich über einen Gegenstand stumm bleiben darf, der mich vor Ihnen, der mich vor mir selbst erniedrigt."

„Sie haben Recht," antwortete er gerührt: „Ich mißbrauche Ihr Vertrauen und Ihr sanftes Herz. Aber verzeihen Sie es der Zerrüttung, in die Sie mich gestürzt haben. Erinnern Sie sich, daß Sie mir Ihres Geständnisses ungeachtet, doch einen Nahmen verschwiegen haben, der mir eine unruhige und und höchst peinliche Neugier erweckt. Ich verlange nicht, daß Sie diese zufrieden stellen sollen; aber sagen muß ich Ihnen, daß der, der meinen Neid rege gemacht hat, entweder der Chevalier von Guise, der Marschall von Saint-Andre, oder der Herzog von Nemours ist."

„Ich antworte darauf nicht," versetzte sie: „um nicht Gelegenheit zu geben, Ihre Vermuthungen zu befestigen, oder ihnen zu widersprechen. Aber wenn Sie sich durch strenge Beobachtung meiner, Licht darüber verschaffen wollten, so würden Sie mich in eine Verlegenheit setzen, die allgemein bemerkt werden würde. Ich beschwöre Sie," fuhr sie mit Heftigkeit fort: „treffen Sie Verfügungen, daß

ich keinen Besuch annehmen darf. Eine vorgegebene Krankheit" —

„O, man würde bald merken, daß es eine vorgegebene wäre," unterbrach sie der Prinz: „Und überdieß, ich will auf nichts bauen, als auf Sie selbst, dazu dringt mich mein Herz und meine Vernunft räth es mir. Bey Ihrem Character zeichnet Ihnen die Freyheit, die ich Ihnen lasse, engere Grenzen vor, als ich im Stande wäre, Ihnen zu ziehen.

Der Prinz hatte richtig geurtheilt. Sein Vertrauen gab ihr neue Kraft gegen den Herzog, und leitete sie zu Vorsätzen, die strenger waren, als ein Zwang irgend einer Art sie hervorzubringen vermocht hätte. Sie ging also wie gewöhnlich an den Hof und zur Königinn Dauphine; aber sie vermied die Gegenwart und die Blicke des Herzogs mit so großer Sorgfalt, daß sie ihm fast die ganze Freude raubte, sich von ihr geliebt zu wissen. Er sah in ihrem Benehmen nichts, als was ihm das Gegentheil beweisen konnte; er war sogar ungewiß, ob jenes Geständniß, das er behorcht hatte, nicht ein bloßer Traum sey, so wenig Wahrscheinlichkeit fand er darin. Der einzige Umstand, der ihm als Beweis übrig blieb, daß er sich nicht geirrt hätte, war die außerordentliche Schwermuth der Prinzessinn, die Trotz ihrem Bestreben, sie zu verbergen, sichtbar blieb. Vielleicht hätten Blicke und gefällige

Worte die Liebe des Herzogs nicht in dem Grade vermehrt, als dieſes ſtrenge Benehmen.

Eines Abends, als ſie mit ihrem Gemahl bey der Königinn war, ſagte jemand, das Gerücht lieſe, daß der König noch einen Herrn ernennen würde, der die Prinzeſſinn Eliſabeth nach Spanien begleitete. Der Prinz hatte die Augen auf ſeine Gemahlinn gerichtet, gerade als man hinzuſetzte: vermuthlich würde es der Marſchall von Saint-Andre oder der Chevalier von Guiſe ſeyn. Er bemerkte, daß dieſe beyden Nahmen nicht auf ſie gewirkt hatten, und dieß brachte ihn auf den Gedanken, daß es keiner dieſer beyden ſey, deſſen Gegenwart ſie fürchtete. Um ſich über dieſe Vermuthung Licht zu verſchaffen, ging er in das Cabinett der Königinn, wo ſich der König befand. Nachdem er eine Weile dort geblieben war, ging er zu ſeiner Gemahlinn zurück, und ſagte ihr ins Ohr, er hätte ſo eben gehört, daß es der Herzog von Nemours wäre, der mit ihnen nach Spanien gehen würde.

Der Nahme des Herzogs von Nemours und der Gedanke an die Gefahr, ihn alle Tage um ſich ſehen zu müſſen, und noch dazu unter den Augen ihres Gemahls, ſetzte ſie in eine Verlegenheit, die ſie nicht verbergen konnte; und um derſelben einen andern Grund unterzulegen, ſagte ſie: „dieſe Wahl muß Ihnen unangenehm

ſeyn; er wird die ganze Ehre mit Ihnen theilen, und ich glaube, Sie ſollten verſuchen, eine andere Wahl treffen zu laſſen."

„O," erwiederte ihr Gemahl: „es iſt nicht Verluſt an Glanz und Ehre, weßhalb Sie die Reiſegeſellſchaft des Herzogs fürchten. Ihr Unmuth darüber hat einen andern Grund, und eben dieſer Unmuth bey Ihnen belehrt mich über etwas, worüber mich Freude bey jedem andern Weibe belehrt haben würde. Aber fürchten Sie nichts. Was ich Ihnen geſagt habe, iſt ohne Grund: ich hab' es erſonnen, um mich über eine Sache in Gewißheit zu ſetzen, die ich ſchon zu gut wußte." — Mit dieſen Worten entfernte er ſich, um durch ſeine Gegenwart die Verlegenheit der Prinzeſſinn nicht zu vermehren.

In eben dem Augenblick erſchien der Herzog von Nemours. Er bemerkte den Zuſtand der Prinzeſſinn bald. Er näherte ſich, und ſagte ganz leiſe zu ihr: Seine Ehrfurcht ließe es nicht zu, ſie zu fragen, was ſie ſo ungewöhnlich nachdenkend machte. Seine Stimme brachte ſie zu ſich ſelbſt. Sie ſah ihn an, ohne verſtanden zu haben, was er ihr ſagte, und da ſie mit ihren eigenen quälenden Gedanken und mit der Beſorgniß, daß ihr Gemahl ihn bey ihr treffen möchte, zu tief beſchäftigt war, um ihrer Meiſterinn zu bleiben, ſo ſagte ſie mit Uebereilung zu ihm. „Ich beſchwöre Sie,

laſſen Sie mich in Ruhe." — „O," erwiederte er: „hab' ich das nicht immer gethan? Worüber könnten Sie ſich beklagen? Ich wag' es nicht, mit Ihnen zu ſprechen, kaum Sie anzuſehen, nähere mich Ihnen mit Zittern! Wodurch hab' ich verdient, was Sie mir jetzt mit Heftigkeit ſagen? Und warum zeigen Sie mir, daß ich Theil an dem Unmuthe habe, den ich an Ihnen bemerke?'

Die Prinzeſſinn war troſtlos, daß ſie dem Herzog Gelegenheit gegeben hatte, ſich verſtändlicher zu erklären, als er es je gewagt hatte. Sie ſtand auf, ohne ihm zu antworten, und verfügte ſich nach Hauſe, in einer Unruhe, die ſie nie ſo ſtark gefühlt hatte. Ihr Gemahl bemerkte ohne Mühe, daß ihre Verlegenheit ſtärker geworden war, und daß ſie fürchtete, er möchte auf den vorigen Gegenſtand zu ſprechen kommen. Er folgte ihr in ihr Cabinett.

„Fliehen Sie mich nicht," rief er: „Sie ſollen nichts von mir hören, was Sie ſchmerzen könnte. Verzeihen Sie mir die Ueberraſchung von vorhin, ich bin genug durch das dafür beſtraft, was ich durch ſie erfuhr. Der Herzog war mir unter allen der furchtbarſte. Ich begreife die Gefahr, worin Sie ſind, faſſen Sie Muth gegen ſich ſelbſt, um Ihretwillen, und, wenn es ſeyn kann, um meinetwillen. Ich fordre dieß nicht von Ihnen als Gemahl, ſondern als ein Weſen, das ſein ganzes

Glück in Ihnen findet, das Sie mit einer feurigern Liebe im Herzen trägt, als Jener, den Sie ihm vorziehen."

Seine Augen ſchwammen in Thränen, als er dieſe leztern Worte ſagte, die er nur gebrochen hervorbringen konnte. Seine Gemahlinn ward im Innerſten dadurch bewegt, Thränen rollten über ihre Wangen herab, und ſie umſchloß ihn mit einer zärtlichen Heftigkeit, die ſein ganzes Weſen in einen ſüßen Schmerz auflöſ'te. So hielten ſie ſich eine Weile feſt umſchloſſen, und riſſen ſich endlich von einander los, ohne einen Laut hervorbringen zu können.

Unterdeſſen waren alle Anſtalten zur Vermählung der Prinzeſſinn mit Philipp, Könige von Spanien, gemacht. Der Herzog von Alba kam an, um ihr im Nahmen ſeines Herrn die Hand zu geben. Er wurde mit unendlicher Pracht empfangen, und Feſte verdrängten Feſte. Die Prinzeſſinn von Cleves konnte es nicht vermeiden, Theil an den Feyerlichkeiten zu nehmen, ſo gern ſie auch gewollt hätte. Aber ſie fürchtete, ihrem Gemahl zu mißfallen, der darauf drang. Was ſie noch kräftiger dazu vermochte, war die Abweſenheit des Herzogs von Nemours, der dem Herzog von Savoyen entgegengereiſ't, und der, als dieſer Fürſt ankam, gezwungen war, beſtändig um ihn zu ſeyn, und ihm alle Anſtalten zu ſeiner vorſte-

henden Vermählung mit der Schweſter des Königs treffen zu helfen. Daher kam es, daß die Prinzeſſinn den Herzog nicht ſo oft ſah, als ſonſt, und daß ſie ſich in einer ruhigern Stimmung befand.

Der Vidame hatte jene Erzählung nicht vergeſſen, die ihm der Herzog gemacht hatte. Er war dabey geblieben, daß dieß Abenteuer ſein eigenes wäre, und er beobachtete ihn ſo genau, daß er vielleicht die Wahrheit entdeckt hätte, wenn die Ankunft des Herzogs von Alba und des Herzogs von Savoyen ſeiner Aufmerkſamkeit keine andre Richtung und Beſchäftigung gegeben hätte. Sein Verlangen, ſich Licht darüber zu verſchaffen, oder auch der natürliche Hang, daß man ſeiner Geliebten gern alles erzählt, was man weiß, hatte ihn hingeriſſen, der Frau von Martigues von dem ungewöhnlichen Benehmen jener Perſon zu erzählen, die ihrem Gemahl ihre Liebe zu einem andern entdeckt hatte. Er verſicherte ihr, der Herzog ſey der Mann, der dieſe heftige Liebe einzuflößen fähig geweſen wäre, und bath ſie, ihn mit zu beobachten. Die Frau von Martigues hatte Vergnügen an ſeiner Erzählung gefunden, und da ſie wußte, wie neugierig die Königinn Dauphine auf alles war, was den Herzog betraf, ſo vermehrte dieß ihr Verlangen, ſich über dieſes Abenteuer Licht zu verſchaffen.

Einige Tage vor der Feyer der doppelten Vermählung gab die Königinn Dauphine dem Könige und der Herzoginn von Valentinois ein Souper. Die Prinzessinn, die mit ihrem Anzuge beschäftigt war, kam später nach dem Louvre, als gewöhnlich. Unterwegs traf sie einen Kammerherrn, der im Begriff war, sie auf Befehl der Königinn Dauphine zu hohlen. Als sie zu ihr ins Zimmer trat, rief sie ihr entgegen, daß sie mit Ungeduld auf sie gewartet hätte. „Ich glaube Ew. Maj. für diese Ungeduld nicht danken zu müssen," erwiederte die Prinzessinn: „Sie hat gewiß einen andern Grund, als das Verlangen, mich bey sich zu haben." — „Sie haben Recht," versetzte die Königinn Dauphine: „aber Dank sind Sie mir darum doch schuldig. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die Ihnen gewiß nicht wenig gefallen wird."

Die Königinn Dauphine lag auf dem Bette, und die Prinzessinn ließ sich vor demselben auf die Kniee nieder. Zum Glück fiel das Licht nicht auf ihr Gesicht.

„Sie wissen:" hub die Königinn an: „daß wir immer gern gewußt hätten, woher die Veränderung des Herzogs von Nemours rührte; jetzt glaub' ich es entdeckt zu haben, und Sie werden erstaunen über das, was ich Ihnen sage. Er liebt und wird sehr heftig von einem der schönsten Weiber bey Hofe geliebt."

Dieſe Worte, welche die Prinzeſſinn auf ſich ſelbſt nicht deuten konnte, weil ſie überzeugt war, daß niemand ihre Liebe zu dem Herzoge wußte, erweckte ihr empfindlichen Schmerz. Sie faßte ſich aber, und ſagte:

„Das befremdet mich nicht bey einem Manne von ſeiner Jugend und Schönheit" —

„Das ſoll Sie auch nicht befremden," erwiederte die Königinn: „aber dieß, daß dieſe Perſon, ſo heftig ſie ihn auch liebt, ihm nie einen Wink davon gegeben, daß die Beſorgniß, ſie möchte nicht immer Meiſterinn ihrer Leidenſchaft ſeyn, ſie gedrungen hat, dieſelbe ihrem Gemahl zu geſtehen und ihn zu bitten, daß er ſie vom Hofe wegnehmen möchte. Und der Herzog hat dieß ſelbſt erzählt." —

Wenn die Prinzeſſinn von Cleves vorhin mit Schmerz ſehen wollte, daß ſie bey dieſem Abenteuer nicht verwickelt ſey, ſo fand ſie jetzt unter einer erſchütternden Bewegung, daß dieſelbe ſie ſehr nahe anginge; ſie konnte kein Wort aufbringen, und hielt den Kopf auf das Bett gedrückt, während die Königinn Dauphine ſprach, die ſo ſehr von ihrer Erzählung voll war, daß ſie auf die Verlegenheit der Prinzeſſinn nicht Acht gab. Als ſich dieſe wieder etwas gefaßt hatte, ſagte ſie: „dieſe Geſchichte kommt mir nicht ſehr wahrſcheinlich vor, und ich wünſchte zu wiſſen, Wer ſie Ew. Maj. erzählt hat."

„Die Frau von Martigues," erwiederte die Königinn Dauphine. „Sie hat ſie von dem Vidame. Sie wiſſen, daß er in ſie verliebt iſt. Er hat ſie ihr als ein Geheimniß anvertraut. Der Herzog hat ſie ihm ſelbſt erzählt. Wahr iſt es, daß er ihm den Nahmen der Dame nicht geſagt, daß er ihm nicht einmahl geſtanden hat, daß er ſo geliebt ſey; aber der Vidame glaubt gewiß zu wiſſen, daß er es iſt."

Die Königinn hatte dieß kaum geſagt, als ſich jemand dem Bette näherte. Die Prinzeſſinn konnte bey der Stellung, die ſie genommen hatte, nicht ſehen, wer es wäre; aber ſie erfuhr es bald, als die Königinn in einem heitern Tone rief: „O, da kommt er ſelbſt! Ich will ihn fragen, wie das Ganze zuſammenhängt!" — Es war der Herzog von Nemours wirklich. Die Prinzeſſinn fuhr, ohne ſich nach ihm umzuſehen, übereilt auf die Königinn-Dauphine zu, und ſagte ihr ins Ohr: „Um des Himmels willen, erwähnen Sie nichts von der Geſchichte, er hat ſie dem Vidame anvertraut, es könnte ſie entzweyen." — Die Königinn erwiederte lachend: ſie wäre auch zu bedächtlich, und wandte ſich an den Herzog. Er war ſchon zur Aſſemblee dieſes Abends angekleidet. Mit ſeinem natürlichen anziehenden Weſen nahm er das Wort, und ſagte: „Ich glaube, Ew. Maj., ich kann ohne Zuverſichtlichkeit vermuthen, daß Sie von mir ſprachen, als ich ins

Zimmer trat, daß Sie Willens waren, mich um etwas zu fragen, und daß die Prinzessinn von Cleves dagegen war." — „Es ist wahr," erwiederte die Königinn: „aber ich will einmahl nicht so gefällig gegen sie seyn, als ich es gewöhnlich bin. Sie sollen mir sagen, ob eine Geschichte wahr ist, die man mir von Ihnen erzählt hat, und ob Sie es selbst sind, der eine Dame bey Hofe liebt, und von ihr geliebt wird, die Ihnen ihre Liebe sorgfältig verbirgt, und sie ihrem Manne gestanden hat?"

Die Unruhe und Verlegenheit, welche die Prinzessinn jetzt befielen, übersteigen jede Beschreibung, und wenn ihr nichts als der Tod übrig geblieben wäre, sie aus dieser schrecklichen Lage zu ziehen, so hätte sie ihn mit Freuden gewählt; aber des Herzogs Lage war, wo möglich, noch grausamer. Die Aeußerung der Königinn Dauphine, die ihn, wie er glauben konnte, nicht haßte, unter den Augen der Prinzessinn, die um ihre geheimsten Gedanken wußte, und die ihr Vertrauen mit Vertrauen erwiederte, erweckte in ihm solch ein Gewimmel gegen einander und durch einander kreußender Ideen und Vorstellungen, daß er seiner Züge unmöglich Meister bleiben konnte. Die Verlegenheit, worin er die Prinzessinn durch seine Schuld sah, und der Gedanke, daß sie dadurch gerechte Ursache bekam, ihn zu verabscheuen, erweckte ihm eine Art von Erstarrung, während

welcher er keine Antwort für die Königinn Dauphine fand. Als dieſe ſeinen Zuſtand ſah, ſagte ſie zur Prinzeſſinn: „Sehen Sie ihn an, ſehen Sie ihn an! Und dann läugnen Sie noch, daß die Geſchichte nicht ihn angeht.“

Unterdeſſen faßte ſich der Herzog nach dem erſten Uebergange der Ueberraſchung wieder, und der Gedanke, daß es unendlich wichtig ſey, ſich aus dieſem gefährlichen Gedränge zu reiſſen, gab ihm plötzlich die Herrſchaft über ſeinen Verſtand und ſein Geſicht zurück. „Ich geſtehe Ew. Maj.“ ſagte er: „es überraſcht und ſchmerzt mich unendlich, daß mir der Vidame nicht Wort gehalten und eine Geſchichte wieder erzählt hat, die mir einer meiner Freunde von ſich anvertrauet. Ich könnte mich dafür rächen, fuhr er mit einem ruhigen Weſen fort, das die Königinn faſt ganz von ihrer Vermuthung zurückbrachte: „Er hat mir Dinge anvertraut, die nicht wenig wichtig ſind; aber ich weiß nicht, warum mir Ew. Maj. die Ehre anthun, mich in dieſe Geſchichte zu verwickeln. Der Vidame kann nicht ſagen, daß ſie mich beträfe, weil ich ihm das Gegentheil verſichert habe. Daß ich verliebt bin, kann wahr ſeyn; aber daß ich geliebt werde, dürften mir Ew. Maj. wohl nicht zugeſtehen.

Dem Herzog war es lieb, daß er durch dieſe Wendung der Königinn einen Wink geben konnte, der ſich auf das bezog, was er ſie zu

einer andern Zeit hatte merken laſſen, weil er ſie dadurch von leicht zu faſſenden Vermuthungen abziehen konnte. Sie glaubte auch wohl zu verſtehen, was er ihr ſagen wollte; aber ſie fuhr ohne darauf zu antworten fort, ihn mit ſeiner vorigen Verlegenheit zu necken. „Ich war verlegen," ſagte er: „aber im Nahmen meines Freundes, und über die gerechten Vorwürfe, die er mir machen könnte, daß ich eine Sache ausgeplaudert habe, die ihm wichtiger als das Leben iſt. Indeſſen hat er ſie mir nur zur Hälfte anvertraut, und mir die Perſon, die er liebt, nicht genannt. Nur das weiß ich, daß kein Mann je ſo liebte, aber auch keiner je ſo beklagenswerth war."

„Finden Sie ihn ſo beklagenswerth, weil er geliebt wird?" ſagte die Königinn Dauphine.

„Glauben Sie," erwiederte der Herzog: „daß er geliebt ſeyn kann, und daß eine Perſon, die wirklich liebt, ihre Gefühle einem Gemahl entdecken könnte? Gewiß, ſie fühlt keine Liebe, es iſt nur eine vorüberflatternde Erkenntlichkeit für ſeine Anhänglichkeit. Mein Freund darf ſich nicht mit der mindeſten Hoffnung ſchmeicheln, aber ſo unglücklich er auch iſt, fühlt er ſich doch von der Seite glücklich, daß er Beſorgniß, man möchte ihn lieben, eingeflößt hat, und deßhalb würde er ſeine Lage nicht mit dem glücklichſten Liebhaber in der Welt vertauſchen."

„Die

„Die Liebe Ihres Freundes iſt ſehr genügſam," erwiederte die Königinn Dauphine: „und ich fange an zu glauben, daß Sie nicht ſich meinen. Beynah könnt' ich mit der Frau von Cleves glauben, daß nichts an der Geſchichte ſey."

„Das glaub' ich wirklich noch," ſagte die Prinzeſſinn, die bis jetzt keinen Laut von ſich gegeben hatte. „Und wenn etwas daran wäre, durch wen hätte man ſie erfahren? Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ein Weib, die ſolch eines ungewöhnlichen Schrittes fähig war, ſo ſchwach geweſen wäre, davon zu ſprechen; ihr Gemahl wird dieß noch weniger gethan haben, oder hätt' er es, ſo wär' er ſolch eines Benehmens völlig unwerth geweſen."

Dieſer Argwohn der Prinzeſſinn auf ihren Gemahl, von dem ſie einen Wink gab, war dem Herzog lieb, und er ſuchte ſie darin zu beſtärken. Er wußte, daß dieß ſein furchtbarſter Nebenbuhler ſey. „Eiferſucht," ſagte er: „und Neugier mehr zu wiſſen, als man geſtanden hat, können einen Mann zu großen Unvorſichtigkeiten verleiten."

Die Prinzeſſinn fühlte ihren Muth und ihre Kraft bis zur letzten Anſtrengung erſchöpft, und ſie war, um ſich dieſer zermalmenden Unterhaltung zu entziehen, im Begriff, ein plötzliches Uebelbefinden vorzugeben, als zu ihrem Glücke die Herzoginn von Valentinois in das Zimmer

trat, welche die baldige Ankunft des Königs ankündigte. Die Königinn ging in ihr Cabinett, um sich anzukleiden. Der Herzog schloß sich an die Prinzessinn, als sie ihr folgen wollte. „Mit meinem Leben wollte ich drey Augenblicke erkaufen," sagte er: „die ich Sie allein sprechen könnte; aber unter allem, was ich Ihnen wichtiges zu sagen habe, scheint mir das Wichtigste dieß, daß Sie glauben möchten: wenn ich etwas gesagt habe, das die Königinn Dauphine auf sich ziehen konnte, so geschah es aus Gründen, die sich nicht auf sie bezogen." — Die Prinzessinn that, als ob sie den Herzog nicht verstände, sie verließ ihn, ohne ihn anzusehen, und mischte sich unter das Gefolge des Königs, der eben ankam. Da es ein großes Gedränge war, verwickelte sie sich in ihre Robe, und that einen Fehltritt. Diesen nahm sie zum Vorwande, um sich von einem Orte zu entfernen, wo sie zu bleiben, sich nicht stark genug fühlte. Sie gab eine Verrenkung vor, und ließ sich nach Hause tragen.

Ihr Gemahl kam nach dem Louvre, und es befremdete ihn, daß er sie nicht fand. Man sagte ihm, was ihr begegnet sey. Er eilte nach Hause, um zu wissen, wie sie sich befände, fand sie im Bette, und erfuhr, daß keine Gefahr wäre. Als er eine Weile bey ihr gewesen war; bemerkte er eine Traurigkeit an ihr, die ihn be-

sorgt machte. Er bückte sich zärtlich zu ihr herab:

„Was ist Ihnen?" sagte er: „Es scheint, als ob ein andrer Schmerz Sie drückte, als der, den Sie vorgeben."

„O," erwiederte sie: „ich bin außer mir! Was für einen Gebrauch haben Sie von meinem Vertrauen gemacht! Es war ungewöhnlich, o, es war thöricht! Verdiente ich nicht dafür Verschwiegenheit, oder, wenn ich sie nicht verdiente, drang Ihr eigenes Interesse sie nicht dazu? Konnte die Neugier, einen Nahmen herauszubringen, den ich Ihnen nicht sagen kann, Sie vermögen, sich einem Dritten anzuvertrauen, um ihn zu erfahren? Vielleicht war es bloß diese Neugier, die Sie zu dieser schrecklichen Unvorsichtigkeit vermocht hat; aber sie hat alle die traurigen Folgen, die sie haben mußte. Man weiß die ganze Geschichte, man hat sie mir so eben erzählt, weil man nicht wußte, daß ich eine Hauptrolle dabey gehabt habe."

„Was sagen Sie mir da!" rief der Prinz: „Ich soll erzählt haben, was zwischen mir und Ihnen vorgegangen ist? Und man weiß es? Es wäre überflüssig, zu beweisen, daß ich es nicht gesagt haben kann, und Sie werden es auch nicht glauben. Wahrscheinlich haben Sie auf sich gezogen, was man von einer Andern erzählt hat."

„Nein, nein," erwiederte sie: es kann keine Geschichte in der Welt Aehnlichkeit mit der

meinigen haben; es kann kein Weib geben, die an meiner Stelle solch eines Schrittes fähig wäre! Durch einen Zufall kann sie nicht so ähnlich erdichtet seyn! Die Königinn Dauphine hat sie mir mit allen Umständen erzählt: sie hat sie von dem Vidame, und dieser hat sie von dem Herzog von Nemours!"

„Vom Herzog von Nemours!" rief der Prinz, mit einem Wesen, das die ganze Heftigkeit der Verzweiflung zeigte: „Er, er weiß es, daß Sie ihn lieben, und daß ich dieß weiß?"

„Immer fallen Sie auf den Herzog lieber, als auf jeden andern;" versetzte seine Gemahlinn: „Ich habe Ihnen gesagt, daß ich auf Ihre Vermuthungen nie antworten werde. Ich weiß nicht, ob es dem Herzog bekannt ist, welchen Antheil ich an dieser Geschichte habe, und welchen Sie ihm daran beymessen; aber er hat sie dem Vidame erzählt, und ihm gesagt, daß er sie von einem seiner Freunde hätte, der die Nahmen verschwiegen. Dieser Freund muß auch Ihr Freund seyn, und sie müssen sich ihm anvertraut haben, um sich Auskunft zu verschaffen."

„Könnte man irgend einem Freunde in der Welt so etwas anvertrauen!" rief der Prinz: „Und könnte man sich Auskunft über etwas verschaffen wollen, um den Preis, daß man einem Dritten etwas entdecken müßte, was man gern

vor ſich ſelbſt geheim hielte? Erinnern Sie ſich vielmehr, mit Wem Sie davon geſprochen haben. Das Geheimniß iſt wahrſcheinlicher durch Sie als durch mich ins Publicum gekommen. Sie fühlten ſich allein nicht ſtark genug, die Unruhe, worin Sie waren, zu tragen. Sie ſuchten Hülfe bey einer Freundinn, vor der Sie Ihr Herz ausſchütteten, und die Sie verrieth."

„O, drücken Sie mich nicht ganz zu Boden," ſagte die Prinzeſſinn im Innerſten bewegt: „Lehnen Sie nicht mit dieſer ſchonungsloſen Härte einen Fehler von ſich ab, den Sie ſich haben zu Schulden kommen laſſen. Können Sie dieß argwöhnen, und glauben Sie, daß ich auch andern etwas entdecken könnte, weil ich es Ihnen entdeckt habe?"

In der That war jenes Geſtändniß ſolch ein ſprechender Beweis für ihre Unverſteckheit, und ſie läugnete jetzt mit ſo viel Beharrlichkeit, ſich irgend jemand entdeckt zu haben, daß ihr Gemahl nicht wußte, was er dazu denken ſollte; aber auf der andern Seite war er gewiß, daß er niemand etwas geſagt hatte; errathen ließ ſich ſo etwas auch nicht, man wußte es aber dennoch: mithin mußte man es durch einen von ihnen beyden wiſſen. Sein größter Kummer bey dem allen war, daß es irgend jemand wüßte, und daß es wahrſcheinlich bald weiter ausgebreitet werden würde.

Seine Gemahlinn quälten ähnliche Vorſtellungen. Sie fand es eben ſo unmöglich, daß ihr Gemahl davon geſprochen, als daß er nicht davon geſprochen haben ſollte. Die Aeußerung des Herzogs, daß Neugier einen Mann zu Unvorſichtigkeiten verleiten könnte, ſchien ihr ſo genau auf die Stimmung ihres Gemahls zu paſſen, daß ſie dieſelbe nicht dem Zufalle zuſchreiben zu können glaubte, und dieſe Wahrſcheinlichkeit bewog ſie, zu glauben, daß er ihr Vertrauen gemißbraucht haben könnte.

Sie waren beyde mit ihren Gedanken ſo tief beſchäftigt, daß ſie eine ganze Weile kein Wort ſprachen, und wenn ſie dieß Stillſchweigen unterbrachen, ſo war es, um zu wiederhohlen, was ſie ſchon oft wiederhohlt hatten. Ihr Herz und ihr Verſtand waren im Arbeiten, und beyde ließen einander ihr wechſelſeitiges Mißtrauen peinlich fühlen.

Den Zuſtand, worin ſie die Nacht zubrachten, kann man ſich leicht denken. Es hatte des Prinzen ganze Entſchloſſenheit erſchöpft, einen Andern von einem Weibe geliebt zu wiſſen, das er anbethete. Sein Muth war geſunken; und er glaubte ſogar, ihn in einer Sache nicht aufrecht erhalten zu müſſen, die ſeinen Stolz und ſein Ehrgefühl in gleichem Maße beleidigten. Er wußte nicht, was er von ſeiner Gemahlinn denken, was für ein Benehmen er ihr vorſchreiben, wie er ſelbſt ſich benehmen ſollte: überall

ſah er Klippen und Abgründe. Endlich, nach einer langen Unruhe und Unſchlüſſigkeit, ſetzte er ſich vor, keinen Schritt zu thun, der ſeinen Zuſtand argwöhnen oder kund werden ließe, beſonders da ſeine Abreiſe nach Spanien nicht fern war. Er ging zu ſiner Gemahlinn, und ſagte: die Hauptſache wäre jetzt nicht, herauszubringen, wer von ihnen beyden nicht verſchwiegen geweſen wäre, ſondern, zu zeigen, daß jene Geſchichte ein Mährchen ſey, woran ſie nicht den geringſten Antheil hätte; daß es von ihr abhinge, dem Herzog von Nemours und den übrigen dieß zu beweiſen; daß ſie ſich gegen erſtern bloß mit der Strenge und dem Froſte zu benehmen hätte, die ſie einem Menſchen zeigen müßte, der ihr Liebe kund gäbe; daß ſie ihm dadurch die Vermuthung, als fühlte ſie etwas für ihn, leicht benehmen könnte; daß es mithin nicht nöthig ſey, ſich mit Dem zu quälen, was er hätte denken können, weil ſie, wenn ſie in der Folge nicht die mindeſte Schwäche ahnden ließe, alle ſeine Vermuthungen leicht vernichten könnte; und endlich, daß ſie vor allen Dingen nach dem Louvre und in alle Geſellſchaften ginge, und ihre gewöhnliche Weiſe zu leben fortſetzte.

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Prinz, ohne ihre Antwort zu erwarten. Sie fand viel Verſtand und Wahrheit in ſeiner Vorſtellung, und der Unmuth, den ſie auf den Herzog fühl-

te, ſpiegelte ihr vor, daß ſie dieſelbe leicht befolgen könnte; aber es däuchte ihr ſchwer, bey allen Feyerlichkeiten der Vermählung zu ſeyn, und freyen Geiſt und heiteres Geſicht dahin zu bringen. Da ſie indeſſen die Robe der Königinn Dauphine tragen ſollte, und da ſie hiebey einigen andern Prinzeſſinnen vorgezogen worden war: ſo war kein Ausweg möglich, ohne Aufſehen und Nachforſchungen zu erwecken. Sie beſchloß alſo, ſich Gewalt anzuthun; aber ſie wandte den Reſt des Tages an, ſich darauf vorzubereiten, und allen den quälenden Gedanken, die ſie beſtürmten, freyes Feld zu laſſen. Sie ſchloß ſich in ihr Cabinett. Am peinlichſten unter allen war ihr das Gefühl, daß ſie unwillig auf den Herzog ſeyn mußte, und daß ſie keinen Ausweg ſah, ihn zu rechtfertigen. Es konnte ihr kein Zweifel bleiben, daß er die Geſchichte nicht dem Vidame erzählt hätte, er hatte dieß ſelbſt geſtanden, und die Art, wie er davon ſprach, zeigte ihr auch, daß er wußte, ſie beträfe ſie. Womit konnte dieſe Unvorſichtigkeit entſchuldigt werden? Und was war aus der beſcheidenen Zurückhaltung geworden, die ſie an ihm mit ſo gefährlichem Wohlgefallen bemerkt hatte? Er war verſchwiegen, ſo lange er ohne Hoffnung war, ſagte ſie; aber der Gedanke an glücklichen, noch ungewiſſen Erfolg ſtimmte ihn um. Er konnte es ſelbſt nicht ahnden, daß er wieder geliebt würde, ohne ſein Glück auszuſchwatzen. Er

hat alles gesagt, was er zu sagen wußte: ich habe nicht gestanden, daß er meine Liebe hätte, er hat es nur vermuthet, und seine Vermuthungen kund gegeben. Wenn er etwas gewisses gewußt hätte, würde er sich nicht noch anders benommen haben. Wie hab' ich mich betrogen, wenn ich glaubte, daß es einen Mann gäbe, der den Genuß seiner Eigenliebe in sich verschließen könnte! Und doch fühle ich mich für diesen Mann, in welchem ich gar keine Aehnlichkeit mit Andern sah, gerade so gestimmt, als andre Weiber, mit denen ich gar keine Aehnlichkeit habe. Ich habe die Achtung und Liebe eines Gemahls verloren, in welchem ich mein ganzes Glück finden sollte. Bald wird man mich als ein Weib, das eine thörichte und heftige Leidenschaft nährt, allgemein auszeichnen. Der, für den ich sie fühle, weiß schon darum; und gerade um diesem Unglück auszuweichen, wagte ich meine Ruhe und selbst mein Leben.

Diese peinlichen Betrachtungen wurden von einem Thränenstrom begleitet; aber so heftig auch der Schmerz war, der sie drückte, fühlte sie doch wohl, daß sie Stärke genug gehabt haben würde, wenn sie mit dem Herzog zufrieden gewesen wäre.

Dieser war in keiner geringern Unruhe. Seine Unvorsichtigkeit und die grausamen Folgen derselben machten ihm tödtlichen Verdruß. Er konnte sich, ohne tief bewegt zu werden, nicht

an die Zerstörung und an den Kummer zurück-erinnern, die er an der Prinzessinn von Cleves bemerkt hatte. Er war untröstlich, daß er ihr Winke über jenen Vorfall gegeben hatte, die zwar an sich fein und galant waren, ihm aber jetzt sehr plump und zudringlich vorkamen, weil er die Prinzessinn dadurch hatte merken lassen, daß er wohl wüßte, sie wäre dieß Weib, die eine heftige Leidenschaft nährte, und er sey es, für welchen sie dieselbe nährte. Was ihm zu wünschen übrig bleiben konnte, war eine Unterredung unter vier Augen; aber er fand, daß er vielmehr eine solche scheuen, als sie wünschen sollte. Was könnt ich ihr sagen? rief er: Soll ich sie noch einmahl merken lassen, was ich ihr schon deutlich genug zu erkennen gegeben habe: daß ich weiß, daß sie mich liebt, da ich es noch nicht einmahl gewagt habe, ihr zu sagen, daß ich sie liebe! Soll ich damit anfangen, daß ich frey heraus von meiner Liebe spreche, und mir dadurch bey ihr den Schein eines Menschen geben, den Hoffnung zudringlich gemacht hat? Kann ich auch nur daran denken, ihr unter die Augen zu kommen, um ihr durch meinen Anblick neue Unruhe zu erwecken? Womit soll ich mich rechtfertigen? Ich habe keine Entschuldigung, ich bin nicht werth, daß sie mich ansieht, und hoffe nicht, es je wieder werth zu werden. Meine Unvorsichtigkeit hat ihr stärkere Waffen gegen mich in die Hände gegeben, als alle, die sie

ſelbſt ſuchte, die ſie vielleicht vergebens geſucht hätte. Ich verliere durch ſie Glück und Ruhm, von dem liebenswürdigſten und achtungswertheſten Weibe geliebt zu werden; aber wenn ich dieß Glück eingebüßt hätte, ohne ihr zugleich jenen tödtlichen Schmerz zu machen, ſo wär' es ein Troſt für mich, und ich fühle in dieſen Augenblicken weit ſchmerzlicher, was ich ihr, als was ich mir ſelbſt zugezogen habe.

Dieſen quälenden Gedanken hing er lange nach. Immer drang es ihn von neuem, ſich eine Unterredung mit der Prinzeſſinn zu verſchaffen. Er dachte auf Mittel dazu, er wollte an ſie ſchreiben; aber endlich fand er, daß es nach dem Fehler, den er begangen, und bey ihrer Stimmung gegen ihn, beſſer ſey, tiefe Ehrfurcht und eine ſtille Betrübniß zu zeigen, es nicht einmal zu wagen, ſie zu ſehen und zu ſprechen, und zu erwarten, was Zeit, Zufall und ihre Neigung zu ihm für ihn arbeiten würden. Er beſchloß auch, den Vidame über ſeine Unverſchwiegenheit nicht zur Rede zu ſtellen, weil er ihn dadurch in ſeinem Argwohne zu befeſtigen fürchtete.

Viertes Buch.

Es war ein Glück für die Prinzeſſinn und den Herzog, daß jetzt die Feyerlichkeiten der Vermählung eintraten, und dem Hofe nicht Zeit

ließen, auf etwas anders zu merken: sonst hätte die Zerrüttung beyder unmöglich unentdeckt bleiben können. Die Königinn Dauphine sprach mit der Prinzessinn nur im Vorbeygehen von der Unterredung, die sie mit dem Herzog von Nemours gehabt hatten, und ihr Gemahl that sich Gewalt an, und erwähnte des Geschehenen mit keinem Worte: so kam es, daß sie ihre Lage nicht so peinlich fand, als sie befürchtet hatte.

Das Turnier, welches nach der Vermählung gegeben wurde, war über alle Beschreibung glänzend; aber es kostete Heinrich dem Zweyten das Leben. Er ward von dem Splitter einer zerbrochenen Lanze im Auge verwundet, und ohnmächtig aus den Schranken getragen. Einige Tage hielt man noch den Tod von ihm entfernt, und während derselben waren die verschiedenen Parteyen des Hofes in großer Bewegung, obgleich man es verbarg, und nur mit dem Zustande des Königs beschäftigt schien. Die beyden Königinnen und die Prinzen und Prinzessinnen kamen aus seinem Vorzimmer nicht weg. Die Prinzessinn von Cleves wußte, daß sie sich auch daselbst einfinden, daß sie den Herzog dort treffen, daß sie ihrem Gemahl die Verlegenheit, die ihr seine Gegenwart erwecken würde, kund geben, und daß sein bloßer Anblick ihn rechtfertigen, und alle ihre Entschließungen umstoßen müßte: also beschloß sie,

Krankheit vorzuschützen, um nicht erscheinen zu dürfen. Der Hof war zu sehr beschäftigt, als daß er auf ihr Benehmen Acht geben und nachforschen konnte, ob ihre Unpäßlichkeit wahr oder nur vorgegeben sey. Ihr Gemahl allein wußte den wahren Grund, aber es war ihr nicht zuwider, daß er ihn wußte. So blieb sie in ihrem Zimmer verschlossen, und bekümmerte sich wenig um die grosen Veränderungen, die im Anzuge waren; ihr Herz war von ihrer eigenen Angelegenheit voll, und sie konnte sich ihren Gedanken ungestört überlassen. Ihr Gemahl kam von Zeit zu Zeit, und brachte ihr Nachrichten vom König. Er blieb sich in seinem vorigen Betragen gegen sie gleich, und nur in Augenblicken, wo sie unter vier Augen waren, stahl sich etwas mehr Kälte und Gezwungenheit in ihr wechselseitiges Benehmen. Er erwähnte nicht, was vorgefallen war, und sie fühlte sich nicht stark genug, davon anzufangen.

Der Herzog hatte gehofft, einige Augenblicke für sein Herz unter den Augen der Prinzessinn zu finden, aber sein Kummer war unbeschreiblich, da er nicht einmahl den Trost hatte, sie zu sehen.

Den siebenten Tag starb der König, und auf einmahl veränderte der Hof seine ganze Gestalt. Der Prinz von Cleves, der die neue Königinn nach Spanien zu begleiten bestimmt gewesen war, mußte dieß Geschäft dem Könige

von Navarra überlaſſen. So kränkend ihm dieß auch war, durft' er ſich doch nicht beklagen, weil der Glanz deſſen, den man ihm vorzog, ſeinen Ehrgeiz beruhigen konnte; und im Grunde bedauerte er nicht ſowohl das ehrenvolle Geſchäft, als die Gelegenheit, die jetzt verloren ging: ſeine Gemahlinn unter einem ungezwungenen Vorwande vom Hofe zu entfernen.

Wenig Tage nach dem Tode des Königs ſollte der Hof nach Rheims gehen, um den Feyerlichkeiten der Krönung beyzuwohnen. Sobald dieſe Reiſe beſchloſſen war, bath die Prinzeſſinn ihren Gemahl, daß ſie dieſelbe nicht mitmachen, ſondern ſich nach Coulomiers begeben dürfte, um durch die Landluft ihre Geſundheit zu befeſtigen. Er erwiederte, daß er nicht nachforſchen wolle, ob der Zuſtand ihrer Geſundheit ſie dränge, ſich dieſer Reiſe zu entziehen, daß ſie aber ſeine Einwilligung dazu hätte. Freylich ward es ihm nicht ſchwer, in etwas zu willigen, was er ſelbſt ſchon beſchloſſen hatte: denn ſo ſehr er auch auf das Tugendgefühl ſeiner Gemahlinn bauete, ſahe er doch wohl, daß er ſie nicht länger der Gegenwart eines Mannes, den ſie liebte, ausſetzen müßte.

Der Herzog erfuhr bald, daß ſie nicht mit dem Hofe gehen würde. Er konnt' es nicht über ſich erhalten, abzureiſen, ohne ſie vorher

noch einmahl zu ſehen, und er ging den Tag vor der Abreiſe, ſo ſpät, als es der Wohlſtand erlaubte, zu ihr, um ſie allein zu treffen. Das Glück begünſtigte ſeinen Plan. Er trat eben in den Hof, als die Frauen von Nevers und von Martigues ſich zu entfernen im Begriff waren. Sie ſagten ihm, daß ſie die Prinzeſſinn allein zurückgelaſſen hätten.

Das Herz ſchlug ihm hörbar und ſeine Unruhe war nur mit der Unruhe der Prinzeſſinn zu vergleichen, die ſie befiel, als man ihn meldete. Die Beſorgniß, daß er von ſeiner Liebe ſprechen, daß ſie ihm zu günſtig antworten, daß ſein Beſuch ihrem Gemahl Unruhe erwecken möchte, daß ſie ſelbſt in der allerhöchſten Verlegenheit ſeyn würde, ihm denſelben zu geſtehen oder zu verbergen: alle dieſe Umſtände bothen ſich auf einmahl ihrer Ueberlegung dar, und ſtürzte ſie in eine Zerrüttung, die ſie drangen, einen Beſuch zu vermeiden, der ihr vielleicht unendlich wünſchenswerth geweſen war. Sie ſchickte eines ihrer Mädchen in das Vorzimmer zum Herzog, und ließ ihm ſagen: ſie habe ein Recidiv bekommen, und es thäte ihr leid, ſeinen Beſuch nicht annehmen zu können. Man denke ſich ſeinen Schmerz. Er ſollte ſie nicht ſehen, und er ſollte es nicht, weil ſie es nicht wollte! Er ſollte den folgenden Tag abreiſen, der Zufall konnte nicht für ihn arbeiten, er hatte ſie ſeit jener Converſation bey der

Königinn Dauphine nicht wieder gesprochen, er hatte Grund zu glauben, daß seine Unverschwiegenheit alle seine Hoffnungen vernichtet hätte! Was für Ursachen zu einem nagenden Schmerze?

Sobald sich die Prinzessinn von ihrer Unruhe etwas erhohlt hatte, schwanden alle die Gründe, die ihr vorher gültig geschienen hatten, den Besuch des Herzogs abzulehnen. Sie fand sogar, daß sie gefehlt, und wenn sie es gewagt hätte, oder wenn es noch Zeit gewesen wäre, so hätte sie ihn zurückrufen lassen.

Die Frauen von Nevers und von Martigues waren von ihr zur Königinn Dauphine gegangen, wo sich der Prinz von Cleves auch befand. Die Königinn fragte sie, wo sie herkämen, und sie sagten, von der Prinzessinn von Cleves, bey der sie einen Theil des Nachmittags in großer Gesellschaft zugebracht, und den Herzog von Nemours allein zurückgelassen hätten. Diese letzten Worte, die ihnen gleichgültig schienen, waren es nicht für den Prinzen von Cleves. Wenn er sich auch überzeugt hielt, daß der Herzog oft Gelegenheit finden könnte, mit seiner Gemahlinn zu sprechen, so trat ihm doch jetzt der Gedanke, daß er bey ihr, daß er allein bey ihr war, daß er seine Liebe sprechen lassen könnte, so neu und quälend ans Herz, daß eine Regung von Eifersucht seiner Meister ward, die er vorher noch nie so gewaltig gefühlt

fühlt hatte. Es war ihm unmöglich, bey der Königinn zu bleiben: er ging nach Hause, ohne genau zu wissen, warum und ob er den Herzog zu stören Willens wäre. Vor seinem Hause sah er sich nach einem Merkmahle um, ob der Herzog noch da sey oder nicht, und er hohlte freyen Athem, als er fand, daß er nicht mehr da war, und fühlte sich durch den Gedanken etwas beruhigt, daß er nicht lange da gewesen seyn könnte. Er spiegelte sich vor, daß es vielleicht nicht einmahl der Herzog wäre, den seine Eifersucht treffen müßte, und ob er gleich nicht daran zweifelte, strebte er doch, daran zu zweifeln. Aber eine Reihe von Umständen hatte ihn so fest davon überzeugen müssen, daß er nicht lange in dieser Ungewißheit bleiben konnte.

Er ging sogleich in das Zimmer seiner Gemahlinn, sprach eine Weile von gleichgültigen Dingen mit ihr, war aber bald gedrungen, sie zu fragen, wie sie den Nachmittag zugebracht, und was sie für Gesellschaft gehabt hätte. Sie sagt' es ihm. Als er fand, daß sie des Herzogs von Nemours nicht erwähnte, fragte er sie unter Zittern, ob sonst niemand bey ihr gewesen wäre? Er wollte ihr dadurch Gelegenheit geben, den Herzog zu nennen, um sich den Schmerz zu ersparen, daß sie ihm ein Geheimniß aus seinem Besuche machte. Da sie ihn aber nicht gesehen hatte, so nannte sie ihn auch nicht.

Jetzt nahm der Prinz das Wort in einem Tone der seinen Schmerz verrieth:

„Und der Herzog von Nemours? Ist er nicht bey Ihnen gewesen? Oder haben Sie ihn vergessen?

„In der That, ich konnte seinen Besuch nicht annehmen, weil mir nicht wohl war. Ich habe ihn um Verzeihung bitten lassen."

„Also bloß für ihn war Ihnen nicht wohl? Die Uebrigen ließen Sie zu sich? Warum nahmen Sie den Herzog davon aus? Warum gilt er Ihnen nicht so viel, als jene? Warum scheuen Sie seinen Anblick? Warum lassen Sie ihn merken, daß Sie ihn scheuen? Daß Sie den Einfluß nutzen, den seine Liebe Ihnen auf ihn gibt? Würden Sie Herz genug haben, ihn fortzuschicken, wenn Sie nicht recht gut wüßten, daß er Ihre Zurückhaltung nicht für Mangel an Achtung erklärt? Und warum diese Zurückhaltung gegen ihn? Bey einem Weibe, wie Sie, ist alles Gunst, was nicht Gleichgültigkeit ist!"

„Was Sie auch für Verdacht auf den Herzog haben mögen, so hätt' ich doch nie geglaubt, daß Sie mir Vorwürfe machen würden, weil ich ihn nicht habe sehen wollen." —

„Aber doch mache ich Ihnen Vorwürfe, und sie sind wohl gegründet. Warum ihn nicht sehen wollen, im Fall er nicht mit etwas laut gegen Sie geworden wäre? Aber es ist gewiß,

daß er Ihnen von seiner Liebe gesagt hat, sonst hätte sie nicht großen Eindruck auf Sie gemacht. Sie waren nicht stark genug, mir Alles zu sagen. Sie haben mir noch viel verborgen; das Wenige, was Sie mir entdeckten, hat Sie sogar gereuet. Sie sind mein Weib, ich bethe Sie immer noch als Geliebte an, ich sehe, daß Sie einen andern lieben, und dieser andre ist der liebenswürdigste Mann am Hofe, und sieht Sie alle Tage, und weiß, daß Sie ihn lieben! Wie konnt' ich glauben, daß Sie Ihrer Neigung für ihn Meisterinn wären! Den Verstand mußt' ich verloren haben, daß ich mich darüber einschläfern konnte!"

Er sagte dieß wie außer sich, und seine Gemahlinn konnte sich der Thränen nicht erwehren. Sie erwiederte tief bewegt:

„Ich weiß nicht, ob Sie unrecht hatten, mein Benehmen, das so ungewöhnlich war, mit günstigen Augen anzusehen; und eben so weiß ich nicht, ob ich mich nicht sehr betrog, da ich Sie für fähig hielt, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."

„O gewiß, Sie haben sich betrogen! Sie haben Dinge von mir verlangt, die mir so unmöglich sind, als die ich von Ihnen verlangte! Wie konnten Sie erwarten, daß ich bey Fassung bleiben würde? Hatten Sie ganz vergessen, daß ich Sie brennend liebte, daß ich Ihr Gemahl war? Schon jedes einzeln konnte zu

gewaltſamen Ausbrüchen treiben, was können nicht beyde vereinigt? Und was haben ſie nicht ſchon gekonnt! Bin ich meiner noch Herr? Werd' ich nicht ſchrecklich gefoltert? Ich fühle mich Ihrer nicht mehr werth und Sie meiner nicht mehr! Ich liebe und haſſe, ich bewundre Sie, und ſchäme mich dieſer Bewunderung wechſelsweiſe! O, meine Ruhe iſt mit meinem Verſtande dahin! Ich weiß nicht, wie ich noch leben kann, ſeit der Zeit, wo Sie mir Ihr Herz entdeckten, wo Sie von der Königinn Dauphine erfuhren, daß man Ihre Geſchichte wüßte. Ich begreiſe nicht, wie man ſie erfahren konnte, und was in dieſem Punct zwiſchen Ihnen und dem Herzog vorgefallen iſt! Sie werden es mir nicht erklären, und ich will es Ihnen nicht abdringen, nur das vergeſſen Sie nicht, daß Sie mich zum unglücklichſten Weſen in der Schöpfung gemacht haben."

Bey dieſen Worten verließ der Prinz ſeine Gemahlinn. Den andern Morgen reiſ'te er ab, ohne ſie vorher zu ſehen. Er ſchrieb ihr einen Brief, der Kummer, Sanftmuth und Edelmuth athmete, und ſie antwortete ihm darauf mit ſo viel Rührung, mit ſo viel dringenden Verſicherungen ihres vorigen, gegenwärtigen und künftigen unbeſcholtenen Benehmens, daß er, da Herz und Wahrheit aus ihrem Briefe ſo unwiderſtehlich ſprachen, ſich etwas beruhigt fühlte, und es noch mehr durch den

Umſtand ward: daß der Herzog bey ihm und dem Könige, mithin mit ſeiner Gemahlinn nicht mehr an demſelben Orte ſeyn würde. Bis dahin zeigte er, ſo oft er mit ihr von ihm ſprach, ſo viel herzliche Liebe und ſo viel Edelmuth, daß ſie, mit ihrer Freundſchaft für ihn und mit ihrer Dankbarkeit verbunden, das Andenken an den Herzog bey ihr zurückſetzten. Aber das war nur für eine Weile, bald kam es weit lebhafter und daurender wieder in ihrem Herzen empor.

Die erſten Tage nach ſeiner Abreiſe fühlte ſie faſt ſeine Entfernung nicht; aber bald ward ſie ihr ſehr drückend. Seitdem ſie ihn liebte, war kein Tag hingegangen, wo ſie nicht, ihn zu ſehen, fürchtete oder hoffte, und der Gedanke war ihr peinlich, daß ſie jetzt der Zufall nicht mehr mit ihm zuſammenführen konnte.

Sie ging nach Coulomiers ab. Zugleich ließ ſie einige Gemählde dahin ſchaffen, die ſie nach andern, welche die Herzoginn von Valentinois für einen ihrer Luſtſitze mahlen ließ, hatte copieren laſſen. Sie ſtellten alle die merkwürdigen Kriegsthaten dar, die unter des vorigen Königs Regierung vollführt worden waren. Unter andern war die Belagerung von Metz dabey, und alle, die ſich dabey ausgezeichnet hatten, waren nach dem Leben darauf vorgeſtellt. Der Herzog von Nemours war

darunter, und vielleicht gab gerade dieß die Veranlassung, daß die Prinzessinn diese Gemählde gern hatte haben wollen.

Die Frau von Martigues, die nicht mit dem Hofe hatte gehen können, versprach ihr, einige Tage bey ihr in Coulomiers zu bleiben. Sie standen beyde gleich gut bey der Königinn; aber der Neid entfernte sie nicht von einander. Sie waren Freundinnen, aber ihre wechselseitigen Geheimnisse vertrauten sie sich nicht. Die Prinzessinn wußte, daß die Frau von Martigues den Vidame liebte, aber diese wußte nicht, daß jene den Herzog liebte, und von ihm geliebt wurde. Als Nichte des Vidame, war die Prinzessinn der Frau von Martigues doppelt werth, und jene liebte diese, weil ihr Herz in einem ähnlichen Zustande mit dem ihrigen war, und weil sie einen Mann liebte, den sie als den vertrautesten Freund ihres Liebhabers kannte.

Die Frau von Martigues kam also nach Coulomiers, und fand die Prinzessinn in der tiefsten Einsamkeit. Sie hatte sogar diese Einsamkeit strenger zu machen gesucht, und Mittel gefunden, den Abend ohne ihre Bedienten im Garten hinzubringen. Sie kam oft in den Pavillon, wo sie der Herzog behorcht hatte, und ging in das Cabinett, das nach dem Garten sahe. Ihre Mädchen und Bedienten blieben in dem andern Cabinett oder im Pavillon, und

kamen nicht eher zu ihr, als bis sie ihnen rief. Die Frau von Martigues war nie vorher in Coulomiers gewesen, und war von den Schönheiten aller Art, besonders von dem angenehmen Pavillon sehr überrascht: sie brachte mit der Prinzessinn alle Abende darin zu. Dieser freye und ungestörte Umgang in einem so reitzenden Aufenthalte machte, daß sehr anziehende Unterhaltungen unter zwey Personen nicht abrissen, die beyde eine heftige Leidenschaft im Herzen nährten, und ob sie sich gleich ihre innersten Angelegenheiten nicht entdeckten, fanden sie doch großes Vergnügen daran, mit einander zu sprechen. Der Frau von Martigues würde es schwer geworden seyn, Coulomiers zu verlassen, wenn sie nicht von da wohin gegangen wäre, wo der Vidame war. Sie reis'te nach Chambort, wohin der Hof nach der Krönung gegangen war.

Die Königinn war erfreut, die Frau von Martigues wieder zu sehen, erkundigte sich aber auch bey ihr, wie sich die Prinzessinn von Cleves auf ihrem Landsitze befände. Der Frau von Martigues waren die Schönheiten von Coulomiers noch gegenwärtig, und sie breitete sich mit großem Lobe über den Pavillon im Wäldchen und über die Freude aus, welche die Prinzessinn daran fände, einen Theil ihrer Nächte allein darin zuzubringen. Der Herzog von Nemours kannte die Anlagen gut genug, um die

Beſchreibung der Frau von Martigues zu verſtehen, und plötzlich fiel ihm ein, daß es wohl nicht unmöglich wäre, die Prinzeſſinn daſelbſt zu ſehen, ohne von ihr geſehen zu werden. Er that noch einige Fragen an jene, um ſich vollends Auskunft zu verſchaffen, und der Prinz von Cleves, der ihn während der Zeit nicht aus den Augen gelaſſen hatte, glaubte zu erforſchen, was in dieſen Augenblicken in ſeiner Seele vorging; beſonders hatten ihn ſeine Fragen in ſeinen Gedanken beſtärkt, und er zweifelte nicht, daß er nicht den Plan hätte, ſeine Gemahlinn aufzuſuchen. Sein Argwohn war vollkommen gegründet. Dieſer Plan ſtand wirklich ſo feſt bey dem Herzoge, daß er ſchon den folgenden Tag unter irgend einem Vorwande den König um Urlaub nach Paris bath.

Der Prinz von Cleves war über den Zweck dieſer Reiſe nicht ungewiß; aber er beſchloß, ſich über das Benehmen ſeiner Gemahlinn Licht zu verſchaffen, und ſich aus einer tödtlichen Unruhe zu reiſſen. Er hatte Anfangs vor, zugleich mit dem Herzog abzureiſen, und den verborgenen Zeugen beym Ganzen abzugeben; da er aber fürchtete, daß ſeine Entfernung auffallen, der Herzog davon unterrichtet werden, und andere Maßregeln treffen möchte: ſo beſchloß er, ſich einem jungen Manne zu entdecken, der ſich an ihn hielt, und deſſen Treue und guter Kopf ihm bekannt waren. Er er-

zählte ihm, in welcher Zerstörung er sich befände, sagte ihm, wie bis jetzt die Tugend seiner Gemahlinn noch Stand gehalten hätte, und gab ihm auf, dem Herzog auf dem Fuße zu folgen, und ihn genau zu beobachten, um herauszubringen, ob er nach Coulomiers reis'te, und etwa zur Nachtzeit sich in den Garten begäbe.

Der junge Mann hatte alles, was zu einem Geschäfte dieser Art erforderlich war, und er entledigte sich desselben treu und pünctlich. Er folgte dem Herzog bis in ein Dorf, eine halbe Meile von Coulomiers, wo jener anhielt, und ihm deutlich genug verrieth, daß er daselbst die Nacht erwarten würde. Er hielt es nicht für rathsam, hier mit dem Herzog zu warten, sondern sprengte durch das Dorf, und nahm im Walde einen Standpunct, wo er vermuthete, daß der Herzog vorbey müßte. Seine Vermuthungen trafen pünctlich ein. Die Nacht war kaum da, als er jemand kommen hörte, und ob es gleich schon dunkel war, erkannt' er doch den Herzog ohne Mühe. Er sah, daß er einen Gang um den Garten machte, als ob er sich unterrichten wollte, ob jemand darin wäre, und als ob er einen bequemen Eingang suchte. Die Palliſaden waren ziemlich hoch, und hinter denselben stand noch eine andere Reihe, um das Uebersteigen zu erschweren; aber der Herzog ließ sich dadurch

nicht irre machen, und kam endlich doch hinüber. Als er erst im Garten war, kostete es ihm wenig Mühe, herauszubringen, wo die Prinzessinn wäre. Er sah das Cabinett schon hell erleuchtet, und alle Fenster offen. Sehr behutsam stahl er sich an den Pallisaden hin, und näherte sich, das Herz so voll und ängstlich, daß ihm der Athem auszugehen drohete. Er schlüpfte hinter eine Glasthür, um zu sehen, was die Prinzessinn vornähme. Er sah, daß sie allein war, aber er sah ihre Schönheit in so hohem Glanze, daß er seines Entzückens kaum Meister blieb. Es war warm, sie hatte nichts auf dem Kopfe, und über ihren Busen war ein leichtes Tuch nachlässig hingegossen, das mit den schwimmenden Locken verwebt schien. Sie lag auf einem Ruhebette, und hatte einen Tisch vor sich, worauf mehrere Körbchen mit Bändern standen. Sie las einige davon aus, und der Herzog bemerkte, daß es seine Farben waren. Er sah, daß sie eine Schleife davon an ein schönes Rohr machte, das er einmahl getragen, und darauf seiner Schwester geschenkt hatte, welcher es nachher der Prinz von Cleves genommen, ohne zu thun, als ob er es wüßte, daß es dem Herzog gehört hätte. Sie that dieß mit einem Wesen voll sanfter Grazie, in welcher sich die Empfindungen ihres Herzens deutlich spiegelten: und als sie damit fertig war, nahm sie eine Kerze, und ging zu dem

Gemählde, das die Belagerung von Metz darstellte, und auf welchem sich das Bildniß des Herzogs befand. Sie setzte sich nieder, und beobachtete es mit jener schwärmerischen Aufmerksamkeit, welche nur die Liebe hervorzubringen vermag.

Was der Herzog bey diesem Anblicke empfand, trotzt jeder Beschreibung. In der tiefen Stille der Nacht, in einer bezaubernden Einsiedeley ein Weib zu sehen, die er anbethete, sie zu sehen, ohne von ihr geahndet zu werden, und sie mit Dingen beschäftigt zu sehen, die so genauen Bezug auf ihn und auf die Leidenschaft hatten, die sie geheim zu halten strebte. Wahrlich, es war ein Moment, der noch keines Liebhabers trunknen Augen in dieser Schönheit vorgeschwebt haben mag.

Auch war der Herzog im Anschauen so tief versunken, daß er wie eine Bildsäule stehen blieb, und nicht daran dachte, wie kostbar ihm jeder Augenblick war. Als er ein wenig zu sich selbst kam, glaubte er warten zu müssen, bis sie in den Garten herauskäme, um sie zu sprechen. Er meinte, daß er es dann mit mehrerer Sicherheit könnte, weil ihre Mädchen nicht so nahe wären; als er aber sah, daß sie im Cabinett blieb, beschloß er, hineinzugehen. Aber o, wie schlug ihm das Herz, als er den Fuß vorsetzte! Wie fürchtete er, ihr zu mißfallen! Wie besorgte er, diese Züge, in welchen sich so

viel ſanfte Würde und Trübſinn mahlten, in die Züge des Unmuths und der Zurückhaltung zu verwandeln!

Er fand, daß es unbeſonnen war, nicht, ſie zu ſehen, ohne von ihr geſehen zu werden, ſondern, ſich von ihr ſehen laſſen zu wollen. Was er nicht vorher bedacht hatte, warf ſich ihm jetzt alles in den Weg. Es dünkte ihn eine abenteuerliche Wagehalſigkeit, mitten in der Nacht ein Weib überfallen zu wollen, mit der er noch nie von ſeiner Liebe geſprochen hatte. Er konnte nicht verlangen, daß ſie ihm Rede ſtände, aber ihr gerechter zu vermuthender Unwille warnte ihn, ſie in eine Gefahr zu ſetzen, die durch unverhoffte Zufälle fürchterlich werden könnte.

Sein ganzer Muth verließ ihn, und er neigte ſich mehr als einmahl zu dem Vorſatze, ſich zu entfernen, ohne ſich ſehen zu laſſen; aber das Verlangen, ſie zu ſprechen, und die Hoffnung, die er aus dem zog, was unter ſeinen Augen vorgegangen war, drangen ihn, einige Schritte vorwärts zu thun; er zitterte und ſein Herz ſchlug hörbar. In dem Augenblicke blieb er mit ſeiner Leibbinde an dem Griffe der Thüre hangen, das machte Geräuſch. Die Prinzeſſinn ſah ſich um, und, ſey es, daß der Herzog ihrer Phantaſie gegenwärtig war, oder, daß er ſo ſtand, daß das Licht auf ihn fallen konnte: ſie glaubte, ihn zu erkennen, und ohne ſich zu bedenken, ohne ſich umzuſehen, eilte ſie zu ihren Mädchen.

und trat so bestürzt und erschrocken unter sie, daß sie, um sich nicht zu verrathen, vorgeben mußte, es sey ihr nicht wohl. Dieß setzte ihre Leute in Bewegung, und verschaffte dem Herzoge Zeit, sich zu entfernen.

Als sie etwas zu sich selbst zurückkam, glaubte sie, daß sie sich geirrt, daß bloß ihre Einbildungskraft ihr das Bild des Herzogs vorgeführt hätte. Sie wußte, daß er zu Chambort war, sie fand es nicht wahrscheinlich, daß er solch' einen gewagten Schritt hätte thun können, sie war mehr als einmahl Willens, in das Cabinett zurückzugehen, und im Garten nachzusuchen, ob jemand da wäre. Vielleicht wünschte und fürchtete sie zu gleicher Zeit, den Herzog zu sehen; aber endlich besiegten Vorsicht und Klugheit alle andere Gefühle, und sie fand, daß es besser sey, zweifelhaft darüber zu bleiben, als sich durch einen gewagten Schritt davon zu überzeugen. Es kostete ihr Mühe, einen Ort zu verlassen, in dessen Nähe sich der Herzog vielleicht befand, und es war fast Tag, als sie erst nach dem Schlosse zurückging.

Der Herzog war in dem Garten geblieben. So lange er Licht gesehen hatte, war seine Hoffnung, die Prinzessinn noch einmahl zu sehen, nicht gesunken. Zwar war er überzeugt, daß sie ihn erkannt, und daß sie bloß deßhalb das Cabinett so plötzlich verlassen hätte; als man aber die Thüren verschloß, sah er wohl, daß nichts

mehr zu hoffen war. Er ging zu ſeinem Pferde zurück, in deſſen Nähe der Cavalier des Prinzen von Cleves auf ihn gewartet hatte. Dieſer folgte ihm, bis nach dem Dorfe, von wo er den Abend vorher ausgeritten war. Der Herzog beſchloß, den ganzen Tag daſelbſt zuzubringen, und die Nacht nach Coulomiers zurückzugehen, um zu ſehen, ob die Prinzeſſinn ihn noch einmahl fliehen, oder ſich ihm gar nicht zeigen würde. So große Freude es ihm auch erweckte, daß er ſie ſo voll von ſeinem Andenken geſehen, war es ihm doch auch von Zeit zu Zeit ſehr ſchmerzlich, daß ſolch' eine natürliche Anregung ſie gedrungen hatte, ſeinen Anblick zu fliehen.

Die Liebe muß ſich nie ſo wahr und heftig gezeigt haben, als jetzt bey dem Herzoge. Er ſtahl ſich auf eine Wieſe, die ein kleiner Bach durchſchnitt, der hinter dem Hauſe, wo er ſich aufhielt, vorbeyfloß. Er verlor ſich, ſo weit er konnte, unter Gebüſch und Bäumen, und überließ ſich hier, von niemand bemerkt, den Ausbrüchen ſeiner Liebe. Sein Herz war beklemmt, und es entſchlüpften ihm einige Thränen, nicht von jener Art, die der Kummer allein hervorlockt, ſondern jene, die nur Liebe und Schmerz der Liebe in ſolcher Süßigkeit hervorzubringen fähig ſind.

Er rief ſich das ganze Benehmen der Prinzeſſinn im Laufe ſeiner Liebe für ſie zurück. Wel-

che beſcheidene, unverſtellte Zurückhaltung hatte ſie ihm gezeigt, obgleich ſie ihn liebte! Denn ſie liebt mich! rief er: Sie liebt mich, daran kann ich nicht zweifeln! Die heiligſten Betheurungen, die erklärteſte Gunſt können nicht ſo überzeugend dafür ſprechen, als die Beweiſe, die ſie mir davon gegeben hat! Und doch behandelt ſie mich ſo ſtrenge, als ob ſie mich haßte! Ich habe von der Zeit gehofft, aber das darf ich nicht mehr, ich ſehe, daß ſie gegen mich und gegen ſich ſelbſt beſtändig auf ihrer Huth iſt. Wenn ſie mich nicht liebte, würde ich ſtreben, ihr zu gefallen; aber ich gefalle, ich werde geliebt, und ſie verbirgt es mir! Ich bin unglücklich und werde von ihr geliebt! Wie ſchön ſie dieſe Nacht war! Wie konnt' ich dem Drange, ihr zu Füßen zu ſtürzen, widerſtehen? Hätt' ich es gethan, ſo hätt' ich ſie vielleicht vermocht, mich nicht zu fliehen, meine Ehrfurcht hätte ſie beruhigt! Aber vielleicht wußte ſie nicht, daß ich es war! Vielleicht quäle ich mich ſchmerzlicher, als ich ſollte! Der Anblick eines Menſchen zu einer Stunde, wie jene, mußte ſie erſchrecken!

Dieſe und ähnliche Gedanken beſchäftigten ihn den ganzen Tag. Mit Ungeduld erwartete er die Nacht, und als ſie endlich anbrach, eilte er wieder nach Coulomiers. Der Cavalier des Prinzen von Cleves erwartete ihn verkleidet auf derſelben Stelle, von wo aus er ihn die vorige Nacht beobachtet hatte. Der Herzog ward bald

mit Schmerzen gewahr, daß die Prinzessinn nicht gewagt hatte, ihn noch einmahl durch ihre Gegenwart nach dem Pavillon zu ziehen, denn die Thüren desselben waren alle zu. Ueberall kein Licht. Er entfernte sich mit nagendem Kummer im Herzen.

Die Prinzessinn hatte wirklich vermuthet, daß er zurückkommen würde, und war deßhalb in ihrem Zimmer geblieben. Sie fürchtete, nicht immer stark genug zu seyn, sich seinem Anblicke zu entreissen, und sie wollte sich nicht in Gefahr setzen, mit ihm eine Zusammenkunft zu haben, die so wenig zu dem Benehmen paßte, das sie die Zeit her so getreu gegen ihn beobachtet hatte.

Obgleich der Herzog keine Hoffnung hatte, sie zu sehen, konnt' er sich doch nicht entschließen, einen Ort so bald zu verlassen, wo sie sich so oft befand. Er brachte die ganze Nacht im Garten zu, und fand einigen Trost darin, Gegenstände zu sehen, die sie alle Tage sah. Die Sonne war im Aufgehen, ehe er an Rückzug dachte; endlich zwang ihn die Besorgniß entdeckt zu werden dazu.

Aber es war ihm unmöglich, diese Gegend ganz zu verlassen, ohne die Prinzessinn gesehen zu haben. Er ging zur Frau von Mercoeur, die gerade auf ihrem Landhause nicht weit von Coulomiers war. Seine unerwartetete Erscheinung nahm sie Wunder. Er legte ihr einen

ziem-

ziemlich wahrscheinlichen Grund unter, und wußte nachher seinen Plan so geschickt einzuleiten, daß sie ihm von selbst den Vorschlag thun mußte, mit ihr zur Prinzessinn von Cleves zu gehen. Dieß sollte noch denselben Tag geschehen, und der Herzog sagte seiner Schwester, daß er von Coulomiers aus geradeswegs wieder zum König zurückreisen würde. Er erklärte ihr diesen Vorsatz, weil er hoffte, sie würde sich vor ihm von Coulomiers entfernen, und ihm dadurch Gelegenheit lassen, mit der Prinzessinn allein zu sprechen.

Sie fanden sie bey ihrer Ankunft in einer Allee, die eine Terrasse begrenzte. Der Anblick des Herzogs setzte sie in große Unruhe, und ließ ihr keinen Zweifel, daß er es gewesen sey, den sie jene Nacht gesehen. Diese Ueberzeugung regte ein Gefühl von Unmuth über seinen gewagten unvorsichtigen Schritt in ihr auf. Er bemerkte einen Zug von Kaltsinn an ihr, der ihn empfindlich quälte. Die Conversation lief auf gleichgültige Dinge; aber dennoch fand er Gelegenheit, so viel Geist und Witz, so viel Huldigung und Bewunderung für die Prinzessinn dabey zu entwickeln, daß er bey ihr, gleichsam wider ihren Willen, einen großen Theil des Kaltsinns zerstreuete, den sie Anfangs gezeigt hatte.

Als er sich von seiner ersten Furcht etwas erhohlt hatte, äußerte er eine dringende Neu-

gier, den Pavillon im Park zu ſehen. Er ſprach davon, als von der reizendſten Anlage in der Welt, und machte eine ſo genaue Beſchreibung davon, daß Frau von Mercoeur ſagte, er müßte wohl ſchon öfter darin geweſen ſeyn, weil er die Schönheiten deſſelben alle ſo genau kennete. „Und doch," erwiederte die Prinzeſſinn: „und doch glaub' ich nicht, daß der Herzog je darin geweſen iſt. Er iſt noch nicht lange fertig. — Es iſt auch noch nicht lange, daß ich darin war, erwiederte der Herzog mit einem Blick auf ſie: und ich weiß nicht, ob es mir lieb ſeyn darf, daß Sie mich nicht darin geſehen haben. Während er dieß ſagte, hatte die Frau von Mercoeur die Anlagen im Garten gemuſtert, und nicht auf ihn gehört. Die Prinzeſſinn erröthete, ſchlug die Augen nieder, und erwiederte: „Ich erinnere mich nicht, Sie darin geſehen zu haben, und wären Sie darin geweſen, ſo war es ohne mein Wiſſen." — „Es iſt wahr," verſetzte der Herzog: „daß ich ohne Ihr Vorwiſſen darin war, und ich habe die ſüßeſten und peinlichſten Augenblicke meines Lebens darin zugebracht."

Die Prinzeſſinn verſtand wohl, was er damit ſagen wollte; aber ſie antwortete nicht darauf. Sie ſuchte die Frau von Mercoeur davon abzubringen, daß ſie den Pavillon beſähe, weil das Bildniß des Herzogs darin war, und weil ſie nicht wollte, daß ſie es darin finden ſollte.

Sie wußte alles ſo zu leiten, daß die Zeit verging, und die Frau von Mercoeur vom Nachhauſegehen ſprach: als aber die Prinzeſſinn ſah, daß der Herzog nicht mit ſeiner Schweſter zugleich gehen wollte, trat ihr die Gefahr, die ſie laufen würde, vor die Augen. Sie fand, daß ſie in derſelben Verlegenheit wäre, wie ehdem in Paris, und ſie traf eben dieſelben Maßregeln, um ſich aus derſelben zu ziehen. Die Beſorgniß, daß dieſer Beſuch ihren Gemahl von neuem in ſeinem Verdachte beſtärken möchte, trug nicht wenig dazu bey, ſie zu beſtimmen; und um zu verhindern, daß der Herzog nicht mit ihr allein zurückbliebe, ſagte ſie zur Frau von Mercoeur, daß ſie mit ihr bis zum Ausgange des Waldes fahren würde. Zugleich beſtellte ſie ihren Wagen.

Der Herzog fühlte tödtlichen Schmerz, daß ſie ſich in ihrem vorigen ſtrengen Betragen ſo grauſam gleich blieb, und es griff ihn ſo an, daß er ſichtbar blaß wurde. Seine Schweſter fragte ihn, ob ihm nicht wohl wäre; aber er heftete verſtohlene Blicke auf die Prinzeſſinn, die ihr deutlich zeigten, von welcher Art ſein Uebel ſey. Indeſſen, er mußte ſie abfahren ſehen, und auf das, was er ſeiner Schweſter geſagt hatte, konnte er nicht mit ihr zurückgehen. Er eilte nach Paris, von wo er den andern Tag abreiſ'te.

Der Cavalier des Prinzen von Cleves hatte ihn nicht aus den Augen gelaſſen. Er ging auch

nach Paris zurück, und da er erfuhr, daß der Herzog nach Chambort wollte, nahm er Post, um vor ihm dorthin zu kommen, und Bericht von seiner Reise abzustatten. Der Prinz erwartete seine Zurückkunft mit einer Pein, als ob sie über das Unglück seines ganzen Lebens entscheiden sollte.

Sobald er ihn sah, schloß er aus seinem Wesen und seinem Stillschweigen, daß er unangenehme Dinge hören würde. Er stand eine Zeitlang stumm und mit gesenktem Haupte da, und endlich winkte er ihm mit der Hand, sich zu entfernen. „Gehen Sie," sagte er: „ich weiß, was Sie mir sagen wollen; aber ich fühle mich nicht stark genug, es anzuhören." — Ich kann Ihnen nichts sagen, erwiederte jener: wornach man entscheidend urtheilen könnte. Wahr ist es, daß der Herzog zwey Nächte hinter einander in den Garten gestiegen, und daß er den dritten Tag mit der Frau von Mercoeur in Coulomiers gewesen ist. — „Genug, genug!' rief der Prinz: „Nähere Auskunft brauche ich nicht!" — Er machte ihm ein Zeichen, sich zu entfernen, und ihn seinem Schmerze zu überlassen.

Der Prinz konnte der Gewaltsamkeit dieses Schlages nicht widerstehen. Noch dieselbe Nacht befiel ihn ein Fieber mit so heftigen Symptomen, daß man um sein Leben besorgt zu werden anfing. Man gab seiner Gemahlinn schleunige Nachricht davon. Als sie ankam, hatte sich sei-

ne Krankheit um viele Grade verschlimmert. Sie fand so viel Kaltsinn in seinem Benehmen gegen sie, daß es sie empfindlich befremdete und schmerzte. Es schien ihr, als ob ihre Hülfsleistungen ihm lästig wären; aber sie nahm es am Ende als Folge seiner Krankheit auf.

Als der Herzog von Nemours ihre Ankunft erfuhr, bemächtigte sich seiner die allerhöchste Freude. Er hätte sie so gerne gesehen, und er ging täglich zu dem Prinzen, unter dem Vorwande, sich von seinem Befinden zu unterrichten; aber vergebens. Sie kam aus dem Zimmer ihres Gemahls nicht weg, und war über seinen Zustand in tiefem Grame versunken. Der Herzog wollte über ihre Betrübniß verzweifeln. Er konnte leicht schließen, daß dieselbe ihre Freundschaft zu ihrem Gemahl auffrischen, und für ihre Liebe zu ihm eine gefährliche Störung im Gefolge haben würde. Dieser Gedanke erhielt ihn eine Weile auf der empfindlichsten Folter; aber die immer steigende Krankheit ihres Gemahls gab ihm neue Hoffnung. Er schmeichelte sich, daß die Prinzessinn jetzt vielleicht Meisterinn ihres Willens und für ihn die Quelle eines dauerhaften Glücks werden könnte. Er war nicht stark genug für das Wonnevolle dieses Gedankens, und er strebte ihn von sich zu entfernen, weil er fürchtete, zu unglücklich zu werden, im Fall diese Hoffnung vernichtet würde.

Unterdeſſen gingen die Aerzte des Prinzen von Cleves einer nach dem andern ab. An einem ſeiner letzten Tage, der auf eine ſchlimme Nacht folgte, äußerte er des Morgens, daß er zu ruhen wünſchte. Seine Gemahlinn blieb allein bey ihm. Es ſchien ihr, als ob er, ſtatt zu ruhen, von einer großen Unruhe gequält würde. Sie näherte ſich ihm, ließ ſich vor ſeinem Bette auf die Kniee nieder, und benetzte ſeine Hand mit Thränen. Der Prinz war Willens geweſen, ihr den Unmuth, den er gegen ſie nährte, zu verbergen; aber die Sorgfalt, womit ſie um ihn beſchäftigt war, und ihre Betrübniß, die ihm bald aufrichtig bald Verſtellung ſchien, erweckten ihm ſolch eine Menge wider einander ſtrebender ſchmerzlicher Empfindungen, daß er ſie unmöglich in ſeinem Innern verſchloſſen halten konnte.

Sie laſſen ſich, hub er an: Sie laſſen ſich meinen Tod ſehr viel Thränen koſten, an dem Sie Schuld ſind, und der Ihnen nicht ſo viel Schmerz erwecken kann, als Sie kund geben. Ich bin nicht mehr ſtark genug, Ihnen Vorwürfe zu machen, fuhr er mit ſchwacher Stimme fort: aber mir koſtet der Kummer, den Sie über mich gebracht haben, das Leben. Sie werden frey, und Sie können nun den Herzog glücklich machen, ohne daß es Ihnen ein Verbrechen koſtet. Geſchehe was da will, wenn ich nicht mehr bin; und ich wünſchte, ſtark ge-

nug zu seyn, daß ich den Blick davon wegwenden könnte.

Die Prinzessinn fiel nicht darauf, daß ihr Gemahl sie in bösem Verdacht haben könnte: sie hörte ihn an, ohne ihn zu verstehen, und ohne etwas anders dabey zu denken, als daß er ihr Vorwürfe über ihre Neigung zu dem Herzoge machte; aber auf einmahl erwachte sie aus ihrer Täuschung.

„Verbrechen?" rief sie: „Selbst der Gedanke daran ist mir unbekannt. Die strengste Tugend konnte kein anders Benehmen vorschreiben, als das, welches ich beobachtet habe; und nie hab' ich etwas gethan, wobey ich Sie nicht als Zeugen gewünscht hätte."

Mich auch als Zeuge dabey gewünscht, unterbrach sie der Prinz mit einem verächtlichen Blicke: als Sie zwey Nächte mit dem Herzog von Nemours zubrachten? O, sprech' ich wohl von Ihnen, wenn ich eines Weibes erwähne, die mit einem Manne zwey Nächte zugebracht hat!

„Nein, nein!" erwiederte Sie: „Sie sprechen nicht von mir. Nie hab' ich Nächte, nie Augenblicke mit dem Herzog von Nemours zugebracht! Nie hat er mich unter vier Augen gesehen; nie hab ich ihn geduldet, nie angehört, und wollen Sie die heiligsten Betheurungen?"

Genug, unterbrach sie der Prinz: falsche Betheurungen oder Geständniß würden mich gleich grausam quälen. —

Die Prinzessinn fand keine Worte; Thränen und Schmerz versagten sie ihr. Endlich riß sie sich mit Gewalt hindurch:

„Hören Sie mich an," sagte sie: „Wenn es hier bloß mich selbst beträfe, so würd' ich Ihre Vorwürfe dulden; aber Ihr Leben ist im Spiele. Hören Sie mich um Ihrer selbstwillen an. Es ist unmöglich, daß ich bey meiner gerechten Sache Ihnen meine Unschuld nicht beweisen sollte!"

Wollte der Himmel, Sie könnten es, rief ihr Gemahl: aber was können Sie dafür aufbringen? War nicht der Herzog zu Coulomiers mit seiner Schwester? Und hatte er nicht die vorhergehenden Nächte mit Ihnen im Garten zugebracht?

„Wenn das mein Verbrechen ist, so ist es leicht, mich zu rechtfertigen. Ich will nicht, daß Sie mir glauben sollen; aber glauben Sie Ihren Bedienten, und hören Sie von ihnen, ob ich den Abend vorher, da er nach Coulomiers kam, in den Garten ging, und ob ich den ersten Abend nicht zwey Stunden früher als gewöhnlich denselben verließ?"

Nun erzählte sie, wie sie jemand im Garten zu sehen geglaubt, und gestand ihm, daß sie ihn für den Herzog von Nemours gehalten

hätte. Sie ſprach ſo zuverſichtlich, und Wahrheit überzeugt ſo leicht, ſelbſt wenn ſie nicht wahrſcheinlich iſt, daß der Prinz von ihrer Unſchuld beynahe überzeugt ward. „Ich weiß nicht," ſagte er: „ob ich Ihnen glauben ſoll. Ich fühle mich dem Tode ſo nahe, daß ich meine Blicke von allem wegwenden will, was mir das Leben theuer machen könnte. Zu ſpät haben Sie mich aus meinem Irrthum geriſſen; aber ein ſüſſer Troſt wird es mir immer ſeyn, über den Gedanken, hinzuſcheiden, daß Sie meiner Achtung werth waren. Ich bitte Sie auch um den Troſt noch, daß ich glauben darf, mein Andenken wird Ihnen werth bleiben, und Sie hätten für mich gefühlt, was Sie für einen andern fühlen, wenn es von Ihnen abgehangen hätte." Er wollte noch etwas ſagen: aber eine plötzliche Schwäche raubte ihm die Sprache. Die Aerzte wurden gerufen, und ſie fanden an ihm nur noch entfernte Spuren von Leben. Indeſſen ſchmachtete er doch noch einige Tage hin, und endlich ſtarb er mit einer bewundernswerthen Gefaßtheit.

Seine Gemahlinn verſank in eine Betrübniß, die ihr faſt den Verſtand raubte. Die Königinn beſuchte ſie, bewies ihr große Theilnehmung, und brachte ſie in ein Kloſter, ohne daß ſie wußte, wohin man ſie führte. Ihre Verwandten brachten ſie von da nach Paris und immer noch fühlte ſie nicht deutlich ihren ganzen Kummer. Als ſie endlich wieder Kräfte dazu bekam, ihren

Gemahl auf immer für sie verloren sah, und sich seinen Tod Schuld zu geben anfing: da faßte sie einen Abscheu gegen sich selbst und gegen den Herzog, der sich nicht beschreiben läßt.

Letzterer wagte die erste Zeit nicht, sich anders, als es der Wohlstand verlangte, um sie zu verwenden. Er kannte sie gut genug, um zu wissen, daß lebhaftere Beschäftigung um sie, ihr unangenehm seyn würde; aber was er bald nachher erfuhr, zeigte ihm, daß er dieß Benehmen noch lange würde beybehalten müssen.

Einer seiner Cavaliere erzählte ihm, daß ihm der Cavalier des Prinzen von Cleves im ersten Ausbruche des Schmerzens über dessen Verlust entdeckt hätte, daß seine Reise nach Coulomiers jenem das Leben gekostet hätte. Der Herzog war unbeschreiblich betroffen darüber; aber nach einer Weile Ueberlegung errieth er einen Theil des wahren Verlaufs, und konnte es sich wohl denken, wie die Prinzessinn für ihn gestimmt seyn müßte, wenn sie glaubte, daß die Krankheit ihres Gemahls Wirkung seiner Eifersucht gewesen wäre. Er glaubte, sie nicht einmahl sobald auch nur an seinen Nahmen erinnern zu müssen, und er blieb diesem Benehmen treu, so schwer und peinlich es ihm auch wurde.

Er machte eine Reise nach Paris, und hier konnt' er sich doch nicht enthalten, bey ihr vorzufahren, und sich nach ihrem Befinden erkundi-

gen zu laſſen. Man ſagte ihm, daß ſie für niemand ſichtbar ſey, und daß ſie ſogar verbothen hätte, ihr zu melden, wer ſie hätte beſuchen wollen. Vielleicht waren dieſe ſtrengen Vorkehrungen in Rückſicht des Herzogs getroffen: ſie wollte nicht einmahl von ihm ſprechen hören. Aber ſeine Liebe war zu gewaltſam, als daß er ihres Anblicks gänzlich beraubt hätte leben können. Er beſchloß, auf Mittel zu denken, und die beſchwerlichſten zu ergreifen, um ſich von einem Zuſtande zu befreyen, der ihm unerträglich däuchtete.

Die Betrübniß der Prinzeſſinn überſchritt die Grenzen der Ueberlegung. Ihr verſtorbener Gemahl, der ihretwegen und mit ſo viel Zärtlichkeit für ſie ſtarb, kam ihr nicht aus den Gedanken. Unabläßig rief ſie ſich zurück, was ſie ihm ſchuldig wäre, und machte es ſich zum Verbrechen, daß ſie ihn nicht wieder geliebt hatte, gleichſam als ob man dieſer Leidenſchaft Herr ſeyn könnte. Nur in dem Gedanken fand ſie Troſt, daß ſie ihn jetzt ſo bedauerte, als er es verdiente, und daß ſie, ſo lange ſie noch lebte, das thun wollte, was ihm angenehm ſeyn würde, wenn er lebte.

Es fiel ihr einigemahl ein, wie er es könnte erfahren haben, daß der Herzog zu Coulomiers geweſen ſey. Dieſen hatte ſie nicht im Verdacht, daß er es ſelbſt ausgeſagt hätte, und es ſchien ihr ſogar gleichgültig, ob ers geſagt

hätte oder nicht, so gewiß glaubte sie ihr Herz von ihrer Leidenschaft entfernt und geheilt. Dennoch war ihr der Gedanke sehr quälend, daß er Schuld an dem Tode ihres Gemahls sey, und sie erinnerte sich peinlich an die Besorgniß desselben, daß sie sich mit ihm vermählen möchte. Aber alle diese einzelnen Quellen von Schmerz, Unruhe und Besorgniß, flossen in die Betrübniß über ihren Gemahl zusammen, und sie glaubte; nur mit dieser sey ihr Herz beschäftigt.

Nach Verlauf einiger Monate milderte sich ihr gewaltsamer Gram, und ging in eine schmachtende Schwermuth über. Die Frau von Martigues kam nach Paris, und besuchte sie während ihres dortigen Aufenthalts sehr oft. Sie erzählte ihr vom Hofe, und was daselbst vorgefallen war, und ob sie gleich keinen großen Antheil daran zu nehmen schien, kam die Frau von Martigues doch immer wieder darauf zurück, um sie zu zerstreuen.

Sie erzählte ihr von dem Vidame, von dem Chevalier von Guise, und allen übrigen, die bey Hofe eine ausgezeichnete Stelle einnahmen. „Was den Herzog von Nemours betrifft," sagte sie unter andern: „so weiß ich nicht, ob bey ihm die Galanterie den Geschäften Platz gemacht hat. Gewiß ist es, daß sie ihm keine Freude mehr zu machen scheint, und daß er sich wenig um die Weiber beschäftigt. Er kommt oft nach

Paris, und ist vielleicht jetzt hier." — Die Prinzessinn erröthete bey seinem Nahmen, lenkte das Gespräch auf etwas anders, und die Frau von Martigues bemerkte ihre Verwirrung nicht.

Den andern Tag ging die Prinzessinn, da sie Beschäftigungen suchte, die ihrer Lage angemessen waren, zu einem Künstler in ihrer Nachbarschaft, der vorzüglich schöne Arbeiten in Seide machte. Sie war Willens, ähnliche verfertigen zu lassen; und nachdem man ihr einige Muster gezeigt hatte, bemerkte sie ein Zimmer, wo sie noch eine andere Niederlage davon vermuthete, und bath, daß man sie hineinführen möchte. Der Herr vom Hause erwiederte daß er den Schlüssel nicht dazu hätte: ein junger Mann, der zuweilen käme, um die Gärtenparticen und Häuser zu zeichnen, die er aus demselben sehen könnte, hätte es für sich gemiethet. Es ist ein feiner Mann, setzt' er hinzu: dem man es nicht zutraut, daß er sich durch seiner Hände Arbeit nähren müßte. So oft er kommt, sieht er die Gärten und Häuser an, aber arbeiten seh ich ihn nie.

Die Prinzessinn hörte ihm aufmerksam zu. Die Aeußerung der Frau von Martigues, daß der Herzog oft nach Paris käme, schloß sich in ihrer Phantasie an den jungen Mann, der oft in ihre Nachbarschaft kommen sollte, und unwillkürlich stand der Herzog vor ihrer Seele,

wie er nach ihr sähe, und ihr Herz gerieth in eine Bewegung, dabey deren Grund ihr nur dunkel vorschwebte. Sie ging nach dem Fenster um zu wissen, wo sie hinausgingen, und sie fand, daß man an demselben ihren Garten und ihre Wohnzimmer hüten könnte. Von ihrem eigenen Zimmer aus konnte sie ebenfalls genau die Fenster sehen, welche zu dem Zimmer des erwähnten Unbekannten gehörten. Der Gedanke, daß dieser der Herzog sey, veränderte ihre ganze Stimmung. Die schwermüthige Ruhe, die ihr allmählig eigen geworden war, verschwand; sie fühlte sich peinlich bewegt, und da sie nicht mit sich selbst allein bleiben konnte, fuhr sie nach einem Garten in einer der Vorstädte, wo sie allein zu seyn glaubte, um frische Luft zu schöpfen. Sie fand, daß sie sich nicht geirrt hätte, und ging eine ziemliche Weile in dem Garten umher, ohne daß noch jemand in demselben zu seyn schien.

Sie kam in ein kleines Gehölz, und bemerkte am Ausgang einer Allee, an einer Stelle, welche die entlegenste des Gartens war, eine Art von Cabinett, das nach allen Seiten offen war, und sie ging auf dasselbe zu. Als sie näher kam, sah sie eine Mannsperson, die auf einer Bank lag, und in tiefem Nachdenken versunken zu seyn schien. O, wie ward ihr, als sie in derselben den Herzog erkannte! Sie stand plötzlich still, aber ihre Bedienten, die ihr folg-

ten, machten ein Geräuſch, das den Herzog aufſchreckte. Ohne ſich umzuſehen, ging er aus dem Cabinett nach der entgegen geſetzten Seite hin, ſchlug eine Seitenallee ein, und verſchwand.

Wenn er gewußt hätte, Wen er vermiede! Wie würde er zurückgeflogen ſeyn! Er ging die Allee hinunter, und die Prinzeſſinn ſah ihn durch eine Hinterthür hinausgehen, an welcher ihn ſein Wagen erwartet hatte. Welch eine Veränderung brachte dieſer einzige Augenblick in ihrem Herzen hervor! Ihre alte Leidenſchaft erwachte mit erneuerter Stärke. Sie ſetzte ſich auf dieſelbe Stelle, wo der Herzog geſeſſen hatte, und blieb dort, wie überwältigt von ihren Gefühlen, in ſich verſunken! Er trat vor das Auge ihrer Seele zurück, liebenswürdiger als alles um ihn her, voll Liebe, Ehrfurcht und Treue für ſie, unbekümmert um alle übrigen Weiber, achtungsvoll gegen ihren Kummer, beſtrebt ſie zu ſehen, ohne Anſpruch, von ihr geſehen zu werden, entfernt von dem Hofe, deſſen Leben er iſt, um die Mauern anzublicken, die ſie einſchloſſen, um an einem Orte ſchwärmeriſch zu ſinnen, wo er nicht erwarten konnte, ſie zu ſehen! Und endlich, als ein Mann, der ſchon durch ſeine Anhänglichkeit Gegenliebe verdiente, zu dem ihr Herz ſelbſt ſie ſo lebhaft zog, den ſie geliebt haben würde, ſelbſt wenn er ſie nicht geliebt hätte, und der

zu dem allen an Rang und Glanz ihr nichts nachgab! Pflicht und Tugend, kein Hinderniß sonst, waren ihr noch im Wege, und nichts war von ihrer vorigen Lage noch übrig, als des Herzogs Liebe zu ihr, und ihre Liebe zu ihm!

Diese Vorstellungen waren ihr alle ganz neu. Die Betrübniß über den Tod ihres Gemahls hatte sie genug beschäftigt, um sie nicht darauf fallen zu lassen; aber der Anblick des Herzogs zog sie stürmisch herbey. Doch, wenn sie eine Weile darin verloren gewesen war, und der Gedanke wieder emporkam, daß dieser Mann, dem sie ihre Hand jetzt geben könnte, eben der sey, den sie zu Lebzeiten ihres Gemahls geliebt, der den Tod desselben veranlaßt, und dem dieser seine Stelle bey ihr zu hinterlassen gefürchtet hätte: so ward ihre strenge Tugend empört, und sie fand, daß es kein kleineres Verbrechen sey, sich nach dem Tode ihres Gemahls mit ihm zu vermählen, als ihn bey dessen Lebzeiten zu lieben. Sie überließ sich diesen Betrachtungen, die ihrem Glücke so entgegengesetzt waren, und gab ihnen neues Gewicht durch Gründe, die ihre Ruhe und die Uebel angingen, welche sie bey einer Vermählung mit dem Herzog voraus zu sehen glaubte; und endlich, nachdem sie zwey Stunden auf derselben Stelle zugebracht hatte, fuhr sie nach Hause zurück, völlig darüber einig mit sich, daß sie seinen Anblick

als

als etwas fliehen müßte, das ihrer Pflicht gänzlich zuwider wäre.

Aber dieſe Ueberzeugung, die ein Werk ihrer Vernunft und Tugend war, haftete nicht in ihrem Herzen. Dieſes zog ſie gewaltſam zu dem Herzog, und verſetzte ſie in einen Zuſtand, der inniges Mitleid verdiente. Keine Ruhe mehr für ſie. Sie brachte eine der grauſamſten Nächte zu, und ihr erſtes Gefühl den folgenden Morgen, war Neugier zu wiſſen, ob nicht jemand an dem Fenſter wäre, das nach ihrem Zimmer ſah. Sie ging und ſah — den Herzog! Sein Anblick wirkte unwiderſtehlich auf ſie, und ſie trat mit einer Uebereilung vom Fenſter zurück, die ihn überzeugte, daß ſie ihn erkannt haben müßte. Oft hatte er dieß gewünſcht, ſeitdem ſeine Liebe ihm dieß Mittel, ſie zu ſehen, zugeführt hatte; und wenn er dann dieſen Wunſch nicht erfüllt ſah, war er in jenen Garten gegangen, um ungeſtört ſeinen Schwärmereyen nachzuhängen.

Dieſer Zuſtand ward ihm mit jedem Tage peinlicher, und er beſchloß, noch ein Mittel zu verſuchen, um über ſein Schickſal ins Klare zu kommen. Er glaubte, daß ihn nichts mehr abhalten könnte, dem Vidame von ſeiner Liebe zu ſagen. Er beſchloß, ſich ihm zu entdecken, und ihm ſeine Abſichten auf ſeine Nichte kund zu thun.

Der Vidame war gerade um dieſe Zeit in Paris. Er that ihm ein aufrichtiges Geſtändniß von allem, was er ihm bis jetzt geheim gehalten hatte, doch ohne ihm von den Gefühlen der Prinzeſſinn für ihn zu ſagen, von denen er nicht unterrichtet ſcheinen wollte.

Der Vidame nahm ſeine Erklärung mit lebhafter Freude auf, und verſicherte ihn, daß er, ohne ſein innerſtes Herz zu kennen, oft darauf gefallen ſey, ob nicht ſeine Nichte das einzige Weib ſey, das ſeiner werth wäre. Der Herzog bath ihn, ihm Gelegenheit zu verſchaffen, daß er mit ihr ſprechen, und ihre Geſinnungen erforſchen könnte.

Der Vidame wollte ihn zu ihr führen; aber er glaubte, es würde ihr auffallen, weil ſie noch für niemand ſichbar war. Sie wurden einig, daß ſie der Vidame unter irgend einem Vorwande zu ſich bitten, und daß ſodann der Herzog ſich auf einer geheimen Treppe dazu finden ſollte, um von niemand bemerkt zu werden. Dieß geſchah. Die Prinzeſſinn kam, der Vidame ging ihr entgegen, und führte ſie in ein großes Cabinett, das hinter ſeinem Wohnzimmer war. Kurz nachher kam der Herzog als wie von ungefähr. Die Prinzeſſinn ward durch ſeinen Anblick überraſcht, erröthete, und ſuchte es zu verbergen. Der Vidame ſprach anfangs von gleichgültigen Dingen, und entfernte ſich nachher, als ob er ſeinen Leuten etwas zu

ſagen hätte. Er bath die Prinzeſſinn, die Honneurs ſeines Hauſes zu machen, er würde den Augenblick zurückkommen.

Es läßt ſich nicht mit Worten ausdrucken, was der Herzog und die Prinzeſſinn wechſelsweiſe jetzt fühlten, da ſie ſich das erſtemahl unter vier Augen ſehen und ſprechen konnten. Sie blieben eine Zeitlang verlegen und ſtumm. Endlich nahm der Herzog das Wort:

Werden Sie es dem Vidame verzeihen, hub er an: daß er mir eine Gelegenheit gibt, Sie zu ſehen und zu unterhalten, die Sie ſelbſt mir immer ſo unerbittlich verſagt haben?

„Ich darf es ihm nicht verzeihen, daß er vergeſſen hat, in welcher Lage ich jetzt bin, daß er meinen Ruf in Gefahr ſetzt:“ erwiederte ſie, und wollte ſich entfernen; aber der Herzog hielt ſie zurück.

Fürchten Sie nichts, rief der Herzog: Niemand weiß, daß ich hier bin, und Ueberraſchung iſt nicht zu beſorgen. O, hören Sie mich an! Und kann es nicht aus einem Gefühle von Gütigkeit ſeyn, ſo ſey es aus Liebe für Sie ſelbſt, und um ſich vor den ſeltſamen Schritten in Sicherheit zu ſetzen, zu denen mich eine ungeſtüme Leidenſchaft hinreiſſen wird.

Die Prinzeſſinn überließ ſich zum erſtenmahl dem Zuge, der für ihn in ihrem Herzen ſprach. Sie ſah ihn mit Blicken voll ſanfter Güte an:

„Und was hoffen Sie von der Gefälligkeit, um die Sie mich bitten? Es wird Sie vielleicht reuen, mich darum gebethen, und ich selbst werd' es bereuen, sie Ihnen gewährt zu haben. Sie sind eines bessern Schicksals werth, als das ist, das Sie bis jetzt gehabt haben, und das sich nicht ändern kann, wenn Sie es nicht anderwärts zu verbessern suchen."

Anderwärts? Ich? Gibt es noch wo, und gibt es außer dem Glücke, von Ihnen geliebt zu seyn, noch ein anderes? Zwar hab' ich Ihnen nie etwas von meiner Liebe gesagt, aber ich kann nicht glauben, daß sie Ihnen unbekannt sey, daß Sie dieselbe nicht für die wahreste, für die feurigste halten sollten. Durch wie viele Proben ist sie gegangen, um die Sie nicht wissen! Und auf welche Probe setzten Sie sie durch Ihre strenge Zurückhaltung!

Die Prinzessinn nahm einen Stuhl, und setzte sich:

„Weil Sie wollen, daß ich mich erklären soll, so sey es, und ich will es mit einer Aufrichtigkeit thun, die Sie selten bey unserm Geschlechte finden werden. Ich sage Ihnen nicht, daß ich Ihre Anhänglichkeit nicht bemerkt hätte, Sie würden es mir nicht glauben: ich gesteh Ihnen also, daß ich sie bemerkt und so bemerkt habe, als Sie wünschen konnten, daß ich Sie bemerkte." —

Und wenn Sie ſie bemerkten, war es möglich, daß Sie unbewegt dabey bleiben konnten? Und darf ich fragen, ob ſie gar keinen Eindruck auf Ihr Herz machte?

„Das haben Sie nach meinem Betragen beſtimmen können; aber ich möchte wiſſen, was Sie davon gedacht hätten.“

Meine Lage müßte glücklicher ſeyn, wenn ich dieſes ſagen dürfte; und mein Schickſal hat zu wenig Gleichheit mit dem, was ich ſagen würde. Alles, was ich Ihnen geſtehen darf, iſt, daß ich von Herzen wünſchte, Sie hätten dem Prinzen von Cleves nicht entdeckt, was Sie vor mir geheim hielten, und ihm nicht geſagt, was Sie mir verſchwiegen. —

„Wie haben Sie erfahren,“ unterbrach ihn die Prinzeſſinn erröthend: „daß ich mich dem Prinzen entdeckt hätte?“

Von Ihnen ſelbſt, Madame. Aber um mir zu verzeihen, daß ich mich ſo zudringlich hinzu wagte, Sie zu hören, erinnern Sie ſich: ob ich mißbrauchte, was ich gehört hatte, ob meine Hoffnungen kühner dadurch wurden, ob ich ſeit dem Augenblicke mich zuverſichtlicher an Sie drängte?

Nun erzählt' er ihr, wie er ihrer Unterredung mit ihrem Gemahl zugehört hatte; aber ſie unterbrach ihn bald:

„Nicht weiter! Ich ſehe nun, wie Sie Alles ſo genau wiſſen konnten. Sie ſchienen mir

damahls bey der Königinn Dauphine nur zu gut davon unterrichtet. Sie wußte das Ganze von denen, die es von Ihnen wußten."

Der Herzog erzählte ihr nun, wie es eigentlich damit zugegangen wäre. Sie nahm das Wort wieder:

„Entschuldigen Sie sich nicht. Ich hab' es Ihnen längst verziehen, ohne daß ich den wahren Verlauf wußte. Da Sie aber durch mich selbst wissen, was ich Ihnen Zeitlebens verbergen wollte, so gesteh ich Ihnen, daß Sie mir Gefühle eingeflößt haben, die mir, eh' ich Sie sahe, unbekannt waren, und deren Wesen so überraschend auf mich wirkte, daß doppelt peinliche Unruhen mich befielen. Ich thue Ihnen dieß Geständniß mit weniger Beschämung jetzt, da ich es ohne Verbrechen kann, und da Sie gesehen haben, daß mein Betragen nicht von meinen Gefühlen geleitet und bestimmt würde." —

Der Herzog warf sich ihr plötzlich zu Füßen.

Und ich, rief er: ich sollte nicht vor Freude und Entzücken zu Ihren Füßen sterben?

„Ich sage Ihnen doch nur," erwiederte sie lächelnd: „was Sie schon zu gut wissen."

O, welch ein Unterschied, es nur durch Zufall zu wissen, und es aus Ihrem eigenen Munde zu hören! So darf ich es also wissen?

„Ja, Sie ſollen es wiſſen, und es thut mir wohl, daß ich es Ihnen ſagen kann. Und vielleicht, ich weiß es nicht, vielleicht ſag ich es Ihnen mehr aus Liebe zu mir, als zu Ihnen. Denn in der That, dieß Geſtändniß wird zu nichts führen, und ich werde auf dem Wege fortgehen, den mir die ſtrenge Beobachtung meiner Pflicht vorſchreibt.“ —

Unmöglich! Keine Pflicht bindet Sie mehr! Sie ſind frey! Und wenn ich dürfte, ſo ſagt' ich Ihnen, daß es nur von Ihnen abhängt, ſich einer andern Pflicht zu unterwerfen, die Sie einſt beſtimmen kann, mir die Empfindungen zu bewahren, die Sie für mich nähren.

„Meine Pflicht unterſagt mir, je an jemand zu denken; am wenigſten unter allen an Sie, und dieß aus Gründen, die Sie nicht wiſſen.“

Und wenn ich ſie wüßte? Aber ſie ſind nicht gültig. Ich meine, zu wiſſen, daß der Prinz von Cleves mich für glücklicher hielt, als ich wirklich war, und daß er ſich einbildete, Sie hießen den ſeltſamen Schritt gut, zu dem mich meine Leidenſchaft drang.

„Laſſen Sie dieſes Abenteuer unerwähnt; der Gedanke daran iſt mir unerträglich, beſchämt mich, und iſt mir ſeiner Folgen wegen über alles ſchmerzlich. Es iſt nur zu gewiß, daß Sie Schuld an dem Tode des Prinzen von Cleve ſind. Der Argwohn, den Ihr unüber-

legter Schritt ihm erweckte, raubte ihm das Leben, so gut, als ob Sie es ihm mit eigener Hand geraubt hätten. In den Augen der Welt ist dieß nicht einerley; aber in meinen ist dazwischen kein Unterschied." —

O, Madame, was für ein Phantom von Pflicht schaffen Sie sich da! Ein Gedanke, wie dieser, sollte Sie verhindern, einen Mann glücklich zu machen, der Ihnen nicht gleichgültig ist? Alle meine schönen Aussichten, meine herrlichsten Träume sollten durch selbst geschaffene Hindernisse vernichtet werden! O, Sie vergessen, daß Sie mich unter allen übrigen Männern ausgezeichnet, oder vielmehr, daß Sie mich nie ausgezeichnet haben! Sie waren in Ihrem eigenen Herzen irre, und ich — ich schmeichelte mir bloß!

„Nein, Sie schmeichelten sich nicht bloß. Die Antriebe meiner Pflicht schienen mir vielleicht nicht so dringend, wenn ich Sie nicht ausgezeichnet hätte, und gerade dieß bringt mir die Unruhe vor das Auge, die mir eine Verbindung mit Ihnen zuziehen würde."

Ich kann nicht darauf antworten, wenn Sie äußern, daß Sie Unruhen fürchten; aber ich gesteh Ihnen, daß diese Einwendung nach allem, was Sie voll Güte gegen mich geäußert haben, über alles hart ist.

„Sie kann Sie so wenig beleidigen, daß es

mir ſogar ſchwer geworden iſt, ſie Ihnen zu ſagen."

O, was können Sie noch fürchten, das zu ſchmeichelhaft für mich wäre, nachdem Sie mir ſo etwas geſagt haben!

„Ich will fortfahren, und noch einmal mit meiner vorigen Offenherzigkeit ſprechen. Ich will mich ſogar über die Zurückhaltung hinwegſetzen, die ich bey dieſer erſten Erklärung mit Ihnen beobachten ſollte. Aber ich bitte Sie, hören Sie mich an, ohne mich zu unterbrechen:

„Ich glaube Ihrer Anhänglichkeit für mich, die unbefriedigende Belohnung ſchuldig zu ſeyn, daß ich Ihnen keines meiner Gefühle verberge, und ſie Ihnen ſehen laſſe, wie ſie ſind. Vielleicht iſt es das einzigemahl in meinem Leben, daß ich mich dieſer Freyheit bemächtige; aber ich kann Ihnen nicht ohne Beſchämung geſtehen, daß die Gewißheit, nicht immer ſo wie jetzt geliebt werden zu können, mir ſolch ein fürchterliches Unglück ſcheint, daß ich, ſelbſt wenn mir Pflicht keine unüberſteiglichen Hinderniſſe entgegen ſetzte, mich doch kaum würde entſchließen können, mich demſelben auszuſetzen. Ich weiß, daß ich frey bin, daß Sie es ſind, und daß alles Uebrige ſo iſt, daß die Welt vielleicht nicht Urſache hätte, es Ihnen, und noch weniger mir, zu verdenken, wenn wir eine dauernde Verbindung eingingen; aber behalten die Männer auch Liebe bey dauernden Verbindungen?

Soll ich hoffen, daß um meinetwillen Wunder geschähen? Und könnt' ich es je dahin bringen, diese Leidenschaft aus meinem Herzen zu verbannen, die das Glück meines Lebens seyn würde? Der Prinz von Cleves war vielleicht der einzige Mann, der nach der Hochzeit noch Liebe zu behalten fähig war. Mein Schicksal wollte nicht, daß ich dieß Glück nutzen sollte, und vielleicht wäre auch wohl seine Liebe erloschen, wenn er Gegenliebe bey mir gefunden hätte. Aber mir bleibt dieß Mittel nicht, mir die Ihrige zu erhalten; ich glaube sogar, daß bloß die Hindernisse Sie beständig erhielten; Sie fanden ihrer genug, um zu streben, sie zu übersteigen, und mein unwillkürliches Benehmen, mit Umständen verbunden, die der Zufall Ihnen zuführte, gaben Ihnen Hoffnung genug, um sich nicht abschrecken zu lassen." —

Nein, Madame, ich kann Sie nicht ausreden lassen. Sie sind zu ungerecht gegen mich, und Sie zeigen mir nur zu deutlich, wie wenig Sie mir zutrauen. —

„Ich gestehe, daß Leidenschaft mich leiten, aber nie verblenden kann. Nichts kann mir die Ueberzeugung rauben, daß Sie mit dem entscheidensten Hange zur Galanterie geboren, daß Sie mit allen Vorzügen begabt sind, die Ihnen Glück darin verschaffen können. Sie haben schon mehrmahls geliebt, Sie würden es auch in Zukunft, Sie würden in mir nicht mehr ihr

ganzes Glück finden, ich würde ſehen, daß Sie einer Andern Das wären, was Sie mir waren; das würde mich tödtlich ſchmerzen, und ich wäre nicht ſicher, daß mich nicht die Eiferſucht mit allen ihren Qualen befiele. Ich habe Ihnen ſchon ſo viel geſagt, alſo hören Sie auch dieß noch: daß Sie mich dieſelbe ſchon haben fühlen laſſen, und daß ich jenen Abend grauſam litt, als mir die Königinn Dauphine den Brief der Frau von Themines gab, der an Sie geſchrieben ſeyn ſollte. Der Eindruck davon iſt mir geblieben, und er zeigte mir, daß es das fürchterlichſte aller Uebel ſey. Alle Weiber, ſey es aus Geſchmack oder Eitelkeit, möchten Sie gern feſſeln; es ſind nur wenige, denen Sie nicht gefielen; meine Erfahrung würde mir ſagen, daß es keine einzige gibt, der Sie nicht gefielen. Beſtändig würde ich glauben, Sie liebten und würden geliebt, und nicht immer würde ich irren; und doch würde mir in dieſem Falle kein anders Mittel bleiben, als dulden, und vielleicht würde ich mich nicht einmahl beklagen. Einem Liebhaber macht man Vorwürfe, aber macht man ſie einem Gemahl, wenn man ihm bloß nachſagen kann, daß ſeine Liebe verſchwunden iſt? Und könnte ich mich auch an dieß Unglück gewöhnen, würd' ich es an das können, daß ich immerfort glauben würde, der Prinz von Cleves klagte Sie ſeines Todes an, machte mir Vorwürfe, daß ich Sie geheirathet

hätte, zeigte mir, was für ein Unterſchied zwiſchen ſeiner und Ihrer Anhänglichkeit für mich wäre! Nein, nein, es iſt unmöglich, ſich über Gründe von dieſem Gewicht hinwegzuſetzen. Ich muß bleiben, wie ich bin, ich muß meinem Vorſatz treu bleiben, nie und nimmer meine jetzige Lage zu verändern! Ich fühle, daß ich meine Neigung zu Ihnen nie werde unterdrücken können, ſie wird mich unglücklich machen, und ich werde mich Ihrem Anblicke entziehen, ſo gewaltſam ich mich auch dazu werde zwingen müſſen! Ich beſchwöre Sie, bey der ganzen Gewalt, die ich über Sie habe, ſuchen Sie nie Gelegenheit, mich zu ſehen. Ich bin in einer Lage, die mir ein Verbrechen aus allem macht, was mir zu jeder andern Zeit, unter jeden andern Umſtänden erlaubt wäre, und ſchon allein der Wohlſtand verbiethet mir allen Umgang. Leben Sie wohl! Das war eine Converſation, die mich beſchämt. Erzählen Sie dem Vidame davon; ich erlaub' es Ihnen, ich bitte Sie darum!"

Mit dieſen Worten ſtand ſie auf, und entfernte ſich. Der Herzog ſtreckte auf den Knieen, und in Thränen die Hände nach ihr aus. Sie fand den Vidame im nächſten Zimmer. Er ſah ſie ſo beſtürzt, daß er nicht mit ihr ſprechen wollte, und er begleitete ſie ſtillſchweigend zu ihrem Wagen. Sodann ging er zum Herzoge zurück, den tauſend entgegengeſetzte Gefühle wechſelsweiſe folterten und erheiterten. Es dau-

erte lange, eh ihn der Vidame vermögen konnte, ihm die Unterredung mitzutheilen. Er that es endlich, und der Vidame mußte das Tugendgefühl, den Verstand und den Edelmuth seiner Nichte in ihrem ganzen Triumph anerkennen. Sie überlegten, was der Herzog zu hoffen hätte; und dieser, so besorgt ihn seine Liebe auch machte, war mit dem Vidame der Meinung, daß die Prinzessinn unmöglich auf ihrem Vorsatz beharren könnte. Sie beschlossen indessen zu thun, was sie verlangt hatte, in der Besorgniß, daß die Welt seine Liebe zu ihr inne werden, und daß sie, auf einen Wink darüber, bindende Erklärungen dagegen thun möchte, die sie behaupten würde, aus Furcht, daß man glauben möchte, sie hätte ihn schon zu Lebzeiten ihres Gemahls geliebt.

Der Herzog entschloß sich, mit dem Könige zu gehen. Es war eine Reise, von der er sich auch nicht schicklich losmachen konnte, und er beschloß, sich zu entfernen, ohne selbst die Prinzessinn von der Stelle aus noch einmahl zu sehen, wo er sie so oft gehütet hatte. Er bath den Vidame, mit ihr zu sprechen. Was gab er ihm nicht alles an sie auf! Wie viel Gründe, sie umzustimmen, und ihre Bedenklichkeiten zu heben! Der größte Theil der Nacht verging, eh' er dem Vidame Ruhe ließ.

Auch die Prinzessinn fand keine. Es war ihr so neu, sich des vorigen Zwanges entledigt,

zum erſtenmahl in ihrem Leben angehört, daß man ſie liebte, zum erſtenmahl geſagt zu haben, ſie liebte, daß ſie ſich ſelbſt unkenntlich war. Sie erſtaunte über den Schritt, ſie bereuete ihn, ſie freuete ſich darüber wechſelsweiſe. Alle ihre Empfindungen athmeten Leidenſchaft und Unruhe. Sie ging noch einmahl die Gründe durch, die ihre Pflicht ihrem Glück entgegen ſtellte; es ſchmerzte ſie, daß ſie dieſelben ſo dringend fand, und es reuete ſie, daß ſie dieſelben dem Herzoge ſo übereilt dargeſtellt hatte. Ob ihr gleich der Gedanke, ſich mit ihm zu verbinden, gleich damals gekommen war, als ſie ihn in dem Garten ſah, hatte er doch nicht ſo lebhaft auf ſie gewirkt, als die Unterredung mit ihm, und es gab Augenblicke, wo ſie kaum begreifen konnte, daß ſie durch eine Verbindung mit ihm unglücklich werden könnte. Sie hätte ſich gern überzeugen mögen, daß ſie bey ihren Bedenklichkeiten über das Vergangene und bey ihrer Beſorgniß über das Zukünftige irre geweſen wäre. Wiederum ſtellten ihr Vernunft und Pflicht das Ganze umgekehrt dar, und riſſen ſie bald wieder zu dem Vorſatze zurück, ſich nicht wieder zu verheirathen, und den Herzog nie wieder zu ſehen; aber dieſer Vorſatz war ſchwer in einem Herzen zu befeſtigen, in welchem der erſte Genuß der Liebe mit ſanften Ahndungen lebte. Endlich ward ſie um ſich etwas zu beruhigen, dahin mit ſich einig, daß es noch

nicht dringend nöthig sey, so schmerzlich gegen sich selbst zu kämpfen, da ihr der Wohlstand noch Zeit genug ließe, sich zu bestimmen; aber sie setzte sich fest vor, mit dem Herzoge durchaus keinen Umgang zu unterhalten. Der Vidame besuchte sie, und redete ihm aus allen Kräften das Wort; aber er vermocht' es nicht über sie, daß sie das Benehmen änderte, welches sie sich in Absicht seiner vorgeschrieben hatte. Sie erklärte, daß ihr Vorsatz sey, ihre jetzige Lage nicht zu verändern: sie wüßte, daß dieser Vorsatz schwer aufrecht zu erhalten wäre, aber sie hoffte Kraft genug dazu zu haben. Sie zeigte ihm so klar, wie tief sie von dem Gedanken, daß der Herzog Ursache an ihres Gemahls Tode gewesen, durchdrungen, und wie fest sie überzeugt sey, sie handelte durch eine Vermählung mit ihm wider ihre Pflicht, daß der Vidame fürchtete, es möchte unmöglich seyn, denselben bey ihr zu unterdrücken. Er sagte dem Herzog nicht, was er dachte, er ließ ihm vielmehr so viel Hoffnung, als die Vernunft einem Manne lassen muß, der geliebt wird.

Sie reis'ten den andern Tag ab, um sich an den König zu schließen. Der Vidame schrieb an die Prinzessinn auf Bitten des Herzogs, und sprach noch einmal für ihn; und in einem zweyten Briefe, der gleich auf den ersten folgte, standen einige Zeilen von des Herzogs eigner Hand; aber da sie von den Regeln, die sie sich

vorgeschrieben hatte, nicht abgehen wollte, da sie fürchtete, der Zufall könnte diese Briefe in unrechte Hände führen: so meldete sie dem Vidame, daß sie die seinigen nicht annehmen würde, wenn er ferner darin vom Herzoge spräche, und sie erklärte dieß so nachdrücklich, daß letzterer ihn selbst bath, seiner nicht mehr zu erwähnen.

Die Prinzessinn blieb während seiner Abwesenheit sich selbst überlassen, und in dem Maße, daß sie von ihm und von allem, was sie an ihn hätte erinnern können, entfernt blieb, kam das Andenken an ihren Gemahl, das zu bewahren ihr Stolz war, in ihr Herz zurück. Ihre Gründe, den Herzog nicht zu heirathen, schienen ihr stark von Seiten ihrer Pflicht und unüberwindlich von Seiten ihrer Ruhe. Die vermuthliche Erkaltung seiner Liebe, die Pein der Eifersucht, die sie mit einer Vermählung verbunden glaubte, zeigte ihr aus der Ferne ein gewisses Unglück, dem sie entgegen ginge; aber wiederum sah sie auch, daß sie Unmöglichkeiten unternahm, wenn sie unter den Augen des liebenswürdigsten Mannes, den sie liebte, auf ihrem Entschluß beharren, und in einer Sache beharren wollte, die weder die Tugend noch den Wohlstand beleidigte. Sie fand, daß nur Abwesenheit ihr einige Kraft geben könnte, und daß sie dieser bedürfte, nicht bloß um ihrem Vorsatze treu zu bleiben, sondern selbst dazu,

daß

daß ſie ſich den Anblick des Herzogs verſagte. Sie entſchloß ſich zu einer Reiſe, die ſo lange dauerte, als der Wohlſtand Zurückgezogenheit von ihr verlangte. Ein großes Landgut, das ſie nach den Pyrenäen hin beſaß, ſchien ihr der bequemſte Ort dazu. Sie reiſ'te wenige Tage darauf ab, und ſchrieb noch vorher an den Vidame einen Brief, worin ſie ihn beſchwor, ſich nicht um ſie zu bekümmern, und ihr nicht zu ſchreiben.

Der Herzog war über dieſe Reiſe ſo betrübt, wie ein anderer über den Tod ſeiner Geliebten kaum geweſen ſeyn würde. Der Gedanke, auf eine lange Zeit ihrer beraubt zu ſeyn, erweckte ihm tödtlichen Kummer, beſonders zu einer Zeit, wo er das Entzücken hatte, ſie zu ſehen, ſie von ſeiner Liebe gerührt zu wiſſen. Die Prinzeſſinn ward gleich nach ihrer Ankunft gefährlich krank, ſie erhohlte ſich zwar wieder, aber eine auszehrende Schwermuth blieb ihr zurück, die wenig Hoffnung auf längeres Leben übrig ließ.

In dieſem Zuſtande, wo ſie den Tod ſo nahe vor Augen hatte, fing ſie an, die Gegenſtände mit andern Blicken anzuſehen, als es bey voller Geſundheit zu geſchehen pflegt. Die Nothwendigkeit eines nahen Todes gewöhnte ſie daran, ſich allmählig von den Gegenſtänden um ſie her zu entwöhnen, und die lange Dauer ih-

rer Krankheit machte dieß bey ihr zur Gewohnheit. Als sie sich etwas erhohlte, fand sie zwar, daß der Herzog immer noch nicht aus ihrem Herzen verschwunden sey; aber sie rief alles zu Hülfe, um sich wieder ihn zu vertheidigen, und in ihrem Innern erhoben sich schwere Kämpfe. Endlich aber besiegte sie den Rest der Liebe, welche durch die Erschlaffung der Krankheit schon angegriffen war, durch den Gedanken an den Tod, der ihr das Andenken ihres verstorbenen Gemahls noch näher rückte. Dieses stimmte mit ihrer Pflicht, und sie schloß sich ringend fest an beyde. Bey ihrer schwachen Gesundheit wurde es ihr leichter, dieser Empfindungen Meister zu bleiben; da sie aber wußte, was Gelegenheit über die weisesten Entschließungen vermag, so zog sie sich, um diese Gefahr zu vermeiden, in ein Kloster zurück, doch ohne ausdrücklich zu erklären, daß sie dem Hofe ganz entsagen wollte.

Bey der Nachricht davon fühlte der Herzog das Entscheidende dieses Zurückzugs von der Welt. Er überzeugte sich jetzt, daß ihm keine Hoffnung übrig bliebe; aber der Verlust derselben verhinderte ihn nicht, alles in Bewegung zu setzen, daß die Prinzessinn in die Welt zurück träte. Er vermochte die Königinn Dauphine, er vermochte den Vidame, an sie zu schreiben, aber vergebens. Der Vidame reis'te sogar zu ihr, sprach mit ihr, und sie sagte ihm nicht, daß

ſie einen beſtimmten Entſchluß gefaßt hätte; aber er ſchloß aus allem, daß ſie nie zurückkommen würde. Endlich reiſ'te der Herzog noch ſelbſt zu ihr, unter dem Vorwande, die Bäder zu beſuchen. Sie war ſehr unruhig und beſtürzt über ſeine Ankunft. Sie ließ ihm durch eine vertraute Freundinn ſagen, daß ſie ihn bäthe, es nicht ſeltſam zu finden, wenn ſie ſich der Gefahr nicht ausſetzte, ihn zu ſehen und zu ſprechen, und durch ſeine Gegenwart Vorſätze umzuſtoßen, die ſie unverbrüchlich bewahren müßte: gern gäbe ſie ihm noch kund, daß jetzt, da Pflicht und Sorge für ihre Ruhe ſich ihrer Neigung unüberwindlich entgegenſetzten, alle andere Dinge in der Welt ihr gleichgültig wären, daß ihre Blicke jenſeit des Grabes hinüber fielen, und daß ihr weiter kein Wunſch übrig bliebe, als ihn bey gleichen Geſinnungen zu ſehen.

Der Herzog wollte bey dieſer Erklärung vor Schmerz vergehen. Er bath ihre Freundinn mehr als einmahl dringend, zur Prinzeſſinn zurück zu gehen, und ihm eine Zuſammenkunft mit ihr zu verſchaffen; aber ſie erklärte, daß die Prinzeſſinn ihr nicht bloß unterſagt hätte, ihr irgend etwas von ihm wieder zu ſagen, ſondern ihr ſogar die Erzählung von ſeiner Zuſammenkunft mit ihr zu erſparen. So mußte er alſo abreiſen, eines Schmerzes voll, wie ihn ein Mann fühlen mußte, der alle Hoffnung ver-

lor, ein Weib je wieder zu ſehen, die er mit heftiger, wahrer, erwiederter Leidenſchaft anbethete. Indeſſen ließ er ſich doch noch nicht ganz abſchrecken, und ſetzte noch einmahl alle erſinnliche Mittel in Bewegung, ſie von ihrem Vorſatze abzulenken. Endlich aber, als Jahre vorbeygelaufen waren, milderten Entfernung und Zeit ſeinen Schmerz, und erlöſchte allmählig ſeine Leidenſchaft. Die Prinzeſſinn lebte ſo, daß kein Schein zurückblieb, ſie möchte je ihren Entſchluß ändern. Sie brachte den einen Theil des Jahres in dem erwähnten Kloſter, und den andern auf ihren Gütern zu; aber immer in einer Zurückgezogenheit und unter Beſchäftigungen, die ſtrenger waren, als in den ſtrengſten Klöſtern, und ihr Leben, das nur zu bald verlief, both Beyſpiele einer ſchwer nachzuahmenden Tugend dar.